This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

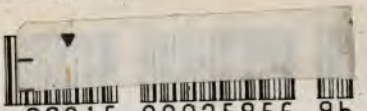
+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

DD
219
M7
D77

BUHR B



Digitized by Google

PROPERTY OF
University of Michigan Libraries
1817
ARTES SCIENTIA VERITAS

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Grhtvollen
Feldmarschall

Digitized by Google

Moltke

in seiner Häuslichkeit

Von

Friedrich August Dreßler

Mit 20 Illustrationen, darunter drei Skizzen nach Moltkeschen Originalen, und 2 Faksimile-Reproduktionen

Berlin

F. Fontane & Co.

1904

Digitized by Google

DD
219
M 7
D77

Alle Rechte,
besonders die der Übersetzung,
vorbehalten.
Abdruck einzelner Abschnitte nur mit Genehmigung.

Pierersche Hofbuchdruckerei Stephan Geibel & Co. in Altenburg.

Digitized by Google

585616-122

Inhaltsverzeichnis.

		Seite
I.	Wie ich zu Moltke kam	1
II.	Die Familienmitglieder	5
III.	Die Wohnung	20
IV.	Moltke daheim	26
V.	Beim Whist	39
VI.	Die Musikabende	45
VII.	Sonstige musikalische Beziehungen	65
VIII.	Moltke in der Gesellschaft	73
IX.	Veränderungen im Hause	85
X.	Weihnachten bei Moltke	93
XI.	Moltke auf Reisen	100
XII.	Moltke und seine Kaiser	114
XIII.	In Creisau	121
XIV.	Der 90. Geburtstag	147
XV.	Die letzte Melodie	151

Illustrationen und Faksimilebeilagen.

1. Graf Moltke, Feldmarschall (Titelbild).

Die letzte Melodie, Komposition im verkleinerten Maßstabe.

2—5. Exz. Lisa von Moltke (Moltkes Nichte). Exz. General von Moltke (Moltkes Neffe). Frau Auguste von Burt (Moltkes Schwester). Oberst Henry von Burt (Moltkes Adjutant). 17

6—8. Moltke als Hauptmann. Moltkes Gattin. Moltke im Konzertsaal (mit seinem Neffen und seiner Nichte) . . . 33

9. Skizze Moltkes von Norderney 49

Digitized by Google

Seite

10—11. Zwei Skizzen Moltkes: Beduinenknabe. Bäume im Berliner Tiergarten 65

12—14. Eine Ausfahrt in Creisau. Moltkes Wappen. Ein Familienbild 81

15—16. Moltke in Bad Cudova. Besuch S. M. Kaiser Wilhelms II. in Creisau 113

17—20. Moltke auf dem Sterbebett. Moltkes Totenmaske. Moltkes Hand. Mausoleum in Creisau 145

Faksimile der Handschrift Moltkes: Bruchstück aus einem Briefe an seine Braut 158

Digitized by Google

Vorwort.

„Erst wägen, dann wagen!“ Dieses Lieblingswort des großen Feldmarschalls Moltke ist mir, wie alles, was ich von ihm gehört habe, tief in die Seele eingegraben.

Lange habe ich gezögert, die Erinnerungen an die Tage, die ich in nahem Verkehr mit dem großen Manne verleben durfte, der Öffentlichkeit zu übergeben, fürchtend, daß es unbescheiden sein könnte, wenn ich mich von meinem schlichten Standpunkt aus an eine so gewaltige Persönlichkeit heranwagte.

Aber die unbegrenzte Dankbarkeit, die ich für ihn hege, und der heiße Wunsch, daß alle Menschen ihn so kennen und lieben möchten, wie ich ihn gekannt und geliebt habe, lassen mich schließlich doch alle Bedenken überwinden.

Es sind keine Heldentaten, von denen ich zu berichten habe. Die kennt ja die Welt zur Genüge. Nur kleine Züge aus dem alltäglichen Leben sind es, mit denen ich sein Bild zu ergänzen versuche. Aber „die kleinen Beziehungen des Tages reihen sich zu Stunden, Wochen und Monaten und machen am Ende das Leben mit seinem Glück und Unglück aus“, schrieb Moltke selbst einmal an seine Braut. Und dies Wort gibt mir den Mut, diese Blätter hinauszusenden.

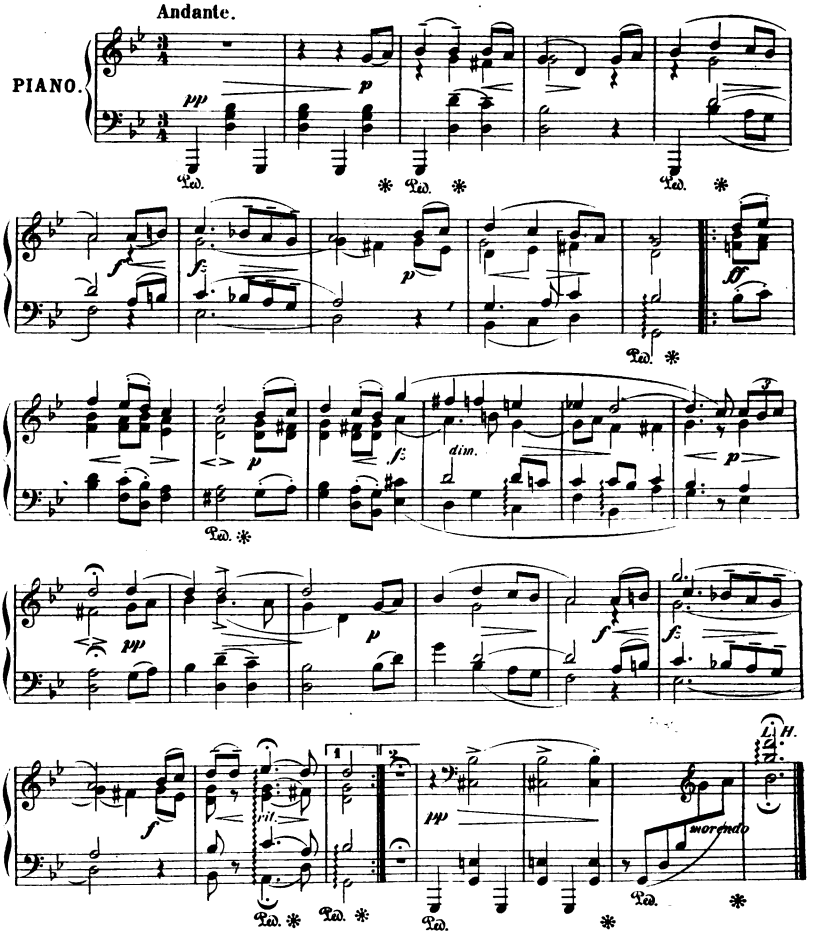
Mögen sie so aufgenommen werden, wie sie empfunden sind!

Digitized by Google

Die letzte Melodie

componirt von

Friedrich August Dressler.



Mit Genehmigung der Königl. Hofmusikalienhandlung von Bote & Bock-Berlin.

Digitized by Google

I.

Wie ich zu Moltke kam.

Im Hause des jetzigen Intendanten des Hoftheaters zu Weimar, Herrn von Vignau, der mit einer Tochter des berühmten Kupferstechers Mandel, einer ausgezeichneten Violinspielerin, verheiratet ist, lernte ich im Jahre 1869 Herrn Leutnant von Burt kennen, den Neffen und damaligen zweiten Adjutanten des Generalstabschefs von Moltke.

Bald darauf entschloß sich Herr von Burt[1], bei mir Gesangunterricht zu nehmen. — Dies war meine erste Anknüpfung mit dem Hause des Feldmarschalls.

Zwei Jahre später — er war wenige Monate zuvor ruhmgekrönt aus Frankreich heimgekehrt und hatte eben seine Wohnung im neuen Generalstabsgebäude bezogen — lernte ich ihn persönlich kennen. Seine Schwester, die verwitwete Frau von Burt, die er nach dem Tode seiner Frau ganz zu sich genommen hatte, und der ich durch die Beziehungen mit ihrem Sohne schon vorher näher getreten war, stellte mich ihm vor. Am 15. Oktober 1871 durfte ich zum ersten Male in seine ausdrucksvollen Augen blicken.

Es war bei Gelegenheit einer Abendgesellschaft, die hauptsächlich zu dem Zweck veranstaltet worden war, das vortreffliche Geigenspiel eines jüngeren Bruders des Feldmarschalls, Geheimrat Ludwig von Moltke aus Ratzeburg,

[1] Oberst von Burt a. D.

Digitized by Google

zu bewundern, der sich seit Jahren aus Gesundheitsrücksichten vom Dienst zurückgezogen hatte und nun ganz seinen musikalischen Neigungen lebte.

Mir wurde die Aufgabe zuteil, die Unterhaltung zu eröffnen. Ich tat es, indem ich einige Mazurkas eigner Komposition spielte. Von den Empfindungen, die mich dabei beseelten, wird man sich eine Vorstellung machen können, wenn ich bemerke, daß aller Blicke auf den Herrn Geheimrat gerichtet waren, der selbst eifrig komponierte und den der Feldmarschall als eine Art musikalischen Hauspapst gelten ließ. Das konnte unter Umständen sehr verhängnisvoll für mich werden, aber es schlug zu meinem Glücke aus; denn kaum hatte ich geendet, so kam der Geheimrat auf mich zu und drückte mir anerkennend die Hand, — damit war mein Los entschieden.

Zunächst wurde munter fort musiziert — zu munter für meine jugendlichen Nerven! Ich mußte eine Violinsonate von Mozart mit dem Geheimrat spielen, dann eine Fantasie von Schubert, einige Sonaten von Beethoven, dazwischen noch kleinere Stücke von Bach, Händel, Tartini usw., bis ich nach einigen Stunden unausgesetzten Spieles vor Ermüdung fast vom Stuhle sank. Dennoch durfte ich mir nichts merken lassen und nahm mich, so gut es gehen wollte, zusammen.

Aber wer beschreibt meine Gefühle, als der Diener auf Befehl des, keine Ermüdung kennenden, Geheimrats abermals einen ganzen Stoß von Noten ins Zimmer schleppte; denn nun sollte die Hauptsache erst kommen! Mit Schrecken bemerkte ich, daß der hochverehrte Herr in seinem Enthusiasmus für die Kunst jede Empfindung für die Zeit verloren hatte. Als echter Schüler Spohrs wollte er sich nicht einmal dazu herbeilassen, beim Geigen zu sitzen.

Digitized by Google

Was sollte unter diesen Umständen aus mir werden! Die Noten schwammen mir vor den Augen, ich fühlte mich kaum noch Herr meiner Kräfte, und ich fürchtete, bald das Pedal nicht mehr finden zu können. Plötzlich hörte ich hinter mir eine wohlwollende Stimme:

„Sie muten sich wohl zuviel zu? Sagen Sie es nur dreist. Mein Bruder kann nie ein Ende finden, wenn er einmal geigt."

In seiner Herzensgüte hatte der Feldmarschall meine Verlegenheit bemerkt und deutete seiner Schwester durch einen Blick an, daß es nun doch wohl an der Zeit wäre, den Tee zu reichen.

Am nächsten Tage überraschte mich Leutnant von Burt mit der freudigen, für mich hoch bedeutungsvollen Mitteilung, daß ich das große Glück gehabt habe, dem Feldmarschall zu gefallen, und einige Tage darauf erhielt ich folgende Einladung:

„Berlin, den 20. Oktober 1871.

Lieber Herr Dreßler!

Meine Mutter und der Feldmarschall bitten Sie freundlichst, nächsten Mittwoch um 4 Uhr im engen Familienkreise bei uns essen zu wollen. Bringen Sie die Violine mit und spielen Sie etwas recht Melodieuses, z. B. die G-dur-Romanze von Beethoven oder die ‚Barkarole' von Spohr oder dergl.

Mit freundlichem Gruß

Ihr aufrichtig ergebener

U. A. w. g. v. Burt."

Bald darauf wurde ich von Frau von Burt, die damals dem Hauswesen des Feldmarschalls vorstand, aufgefordert, jedesmal nach Beendigung der Gesangstunde

Digitized by Google

ihres Sohnes an den Mittagsmahlzeiten der Familie teilzunehmen.

Damit war ich in den Kreis der Intimen hineingezogen, in dem ich zwanzig Jahre hindurch so viele genußreiche Stunden verleben durfte, obwohl ich damals noch nicht ahnen konnte, was der Feldmarschall mir für mein inneres Leben werden sollte.

Digitized by Google

II.

Die Familienmitglieder.

Der Feldmarschall Graf Moltke war der Drittälteste von acht Geschwistern — sechs Brüdern und zwei Schwestern. Zeit seines Lebens hat er eine zärtliche Liebe für alle seine Angehörigen gehegt. Mit wie inniger Teilnahme er die Schicksale jedes einzelnen verfolgte, beweist der rege Briefwechsel, den er von frühester Jugend bis in das höchste Alter mit allen seinen Geschwistern unterhalten hat. Seinem Herzen am nächsten stand wohl der etwas jüngere Bruder Adolf, eine feinsinnige Natur, deren geistige Eigenschaften ihm in vielen Punkten verwandt waren.

Dieser Bruder war zuerst in dänischen Diensten, zuletzt Landrat des Kreises Pinneberg in Holstein. Er litt seit langen Jahren an einer schleichenden Brustkrankheit, über die sich der Feldmarschall viele Sorgen machte.

Wie groß seine Herzensgüte und Entsagungsfähigkeit war, wenn es sich darum handelte, dem Kranken zu helfen, möge die folgende kleine Geschichte zeigen.

„Lieber Helmuth," fragte ihn eines Tages seine Gemahlin, „warum trinkst du eigentlich keinen Wein mehr zum Mittag?"

„Siehst du," antwortete er, „ich brauche nur eine Kleinigkeit dem Gelde zuzulegen, das ich an der Wein-

Digitized by Google

rechnung spare, und ich habe für Adolf eine Erholungsreise."

Kurz vor Beendigung des Feldzuges in Frankreich starb der Landrat. Er war der einzige von den Brüdern, der Söhne hatte, deren der Feldmarschall sich nun wie ein Vater annahm.

Zunächst blieben seine Zukunftspläne jedoch den Kindern ein Geheimnis. Außer vier Söhnen hinterließ der Landrat noch zwei Töchter, von denen sich die älteste später mit einem schlesischen Grundbesitzer, Herrn von Kulmiz, verheiratete. — Nach dem Tode des Bruders wies er der Witwe desselben das sogenannte Berghäuschen zum Wohnsitz an, eine kleine Villa, die in der Nähe des Creisauer Schlosses liegt. Wir werden ihr dort noch wieder begegnen.

Der zweitälteste seiner Brüder, Fritz, hat ebenfalls seine letzten Lebensjahre im Hause des Feldmarschalls verlebt. Er war in seiner Jugend dänischer Offizier, später Postmeister in Flensburg. Nachdem er seine Frau verloren hatte, zog seine Schwester, Frau von Burt, zu ihm, und mit dieser zugleich kam er später zum Feldmarschall.

Wer, wie ich, Gelegenheit hatte, zu beobachten, mit welcher rücksichtsvollen Geduld er diesem schwerkranken Bruder seine Leiden tragen und lindern half, der kann bemessen, wie wahrhaft groß die Gastfreundschaft war, die in diesem Hause geboten wurde. Nie setzte sich der Feldmarschall zu Tisch, bevor der ältere Bruder da war. Nie nahm er vor ihm von einem Gericht. Stets schenkte er ihm zuerst ein und hörte mit der größten Aufmerksamkeit zu, wenn der Bruder sprach, obwohl er manchmal gewiß von ganz anderen Gedanken in Anspruch genommen war. Mit unermüdlicher Liebe nahm er teil an seinen Leiden, die dem Onkel Fritz — wie er genannt wurde — be-

Digitized by Google

sonders beim Hinsetzen und Aufstehen heftige Schmerzen verursachten.

Auch Onkel Fritz war, wie alle Moltkes, eine Musikratte. Spielten wir, und er konnte nicht bei uns sitzen, so mußten wir jedesmal die Türen aufmachen, damit er uns in seinem etwas entfernt liegenden Zimmer hören konnte, wo er, seine Pfeife rauchend, in seinem großen Lehnstuhl saß: eine liebenswürdige, geduldige Natur, die niemals ein Wort der Klage über die schweren Leiden laut werden ließ.

Eine drollige Episode fällt mir von ihm ein, die er mir selbst einmal erzählt hat:

Er war von kleiner Statur, gewiß einen Kopf kleiner als sein berühmter Bruder, und hatte eine merkwürdige Ähnlichkeit mit Richard Wagner. Infolgedessen wurde er eines Tages auf der Straße von einem Wagner-Enthusiasten mit der stürmischen Begrüßung angehalten: „Meister, — welches Glück trifft Berlin!"

Der Feldmarschall amüsierte sich höchlich über diese Verwechslung. Sein Bruder und Wagner!! — gerade Wagner! für den er so wenig übrig hatte!

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Generalin von Moltke habe ich persönlich leider nicht mehr kennen gelernt; sie war 1868, ein Jahr vor meiner Bekanntschaft mit Herrn von Burt, gestorben. Ihr liebenswürdiger Geist aber durchwehte noch immer das Haus, und oft habe ich vom Feldmarschall Äußerungen vernommen, die davon zeugten, wie heilig ihm die Erinnerungen an diese edle Frau waren, mit der er über 25 Jahre in glücklichster Ehe gelebt hatte. Vielleicht steht mit dieser Verehrung die Vorliebe für große Frauencharaktere in Verbindung, die ich oft Gelegenheit hatte, an ihm zu bewundern.

Digitized by Google

Gern sprach er von der Königin Luise, und als er einmal eine Unterhaltung über diese hohe Frau mit mir führte, sagte er: „Auch die Geschichte Polens hat eine hochherzige Königin aufzuweisen; als sie erfuhr, daß ihr Gatte die Bauern in ungerechter Weise bedrücke, machte sie ihm Vorhaltungen deswegen. Einige Zeit später überraschte er sie mit der Mitteilung, daß er den Bauern alles wiedergegeben habe. — „Auch ihre Tränen?“ gab die Königin zur Antwort.

Auch für Maria Stuart interessierte er sich. Er hatte auf seinen Reisen in England mit besonderer Aufmerksamkeit ihre Porträts bewundert, und aus ihren Zügen glaubte er schließen zu dürfen, daß die Geschichte ihr unrecht getan habe. Nach seiner Meinung war sie eine unglückliche Frau, die für ihre Jugendfehler zu hart büßen mußte, und die Auffassung Schillers war ihm sehr sympathisch.

Die leider zu früh verstorbene Gemahlin des Feldmarschalls, Marie von Moltke, war die zweite Tochter des Mr. Burt, eines der Gentry angehörenden Engländers, der in zweiter Ehe Moltkes Lieblingsschwester Auguste heiratete. Er starb im Jahre 1856 und hinterließ außer einem Sohn und zwei Töchtern erster Ehe noch zwei Kinder aus der Verbindung mit Auguste von Moltke: eine Tochter Ernestine und einen Sohn, den bereits mehrfach erwähnten Henry von Burt.

Der Feldmarschall hatte an den beiden überaus reizenden Stieftöchtern seiner Schwester, schon als sie noch Kinder waren, viel Gefallen gefunden, und besonders die jüngste, Marie, zog wegen ihrer auffallenden Schönheit und sympathischen Eigenschaften seine Aufmerksamkeit auf sich. Als er sie nach seiner Rückkehr aus der Türkei zu einer ungewöhnlich schönen Jungfrau herangereift fand, wurde

Digitized by Google

er von einer tiefen Neigung zu ihr ergriffen. Er öffnete seiner Schwester sein Herz und erfuhr zu seiner höchsten Freude, daß auch Marie längst eine innige Liebe zu ihm empfand. Er warb um sie und erhielt ihr Jawort, obwohl sie in ihrer Bescheidenheit Zweifel hegte, ob sie auch imstande sein würde, die Stellung als seine Gattin auszufüllen.

„Lieber Helmuth," schrieb sie in einem Briefe, „wie soll ich werden, um Dir zu gefallen?"

„Bleib nur so, wie Du bist," antwortete er, „und ich bin überzeugt, Du wirst eine allerliebste kleine Frau werden. Nur in mir ist manches, was mir nicht gefällt."

Nicht minder charakteristisch für dieses schöne Verhältnis ist ein anderer, bisher nicht veröffentlichter Brief Moltkes an seine Braut:

„Soeben, liebe Marie, trifft Dein Brief vom 28. aus Glückstadt ein. Ich freue mich, daß Du mir bald wieder einen versprichst; Du hast mir über Deinen Ball viel zu berichten; ob Du sehr schön aussahst, wer, Dich ausgenommen, der lion der Gesellschaft war, ob der gentleman with the narrow boots da gewesen, wer Dir vorzugsweise den Hof gemacht hat, welchen Tanz Du am liebsten getanzt hast und andere Neuigkeiten. Ihr seid wohl die Nacht bei Adolf geblieben und erst am folgenden Tage nach Itzehoe zurückgekehrt. 80 Personen, glaubte ich, existiren in ganz Glückstadt nicht.

Sehr überrascht hat mich Onkel Henry's plötzliche Rückkehr. Ich mache Dich dafür verantwortlich, daß Du ihn festhältst bis Weihnachten, damit ich seine Bekanntschaft mache, worauf ich mich sehr freue.

Daß Großpapa so munter und gesund gewesen, freut mich sehr. Riekchen Ballhorn ist lange unpäßlich

Digitized by Google

gewesen, sie hat aber nun vor einigen Tagen geschrieben, und Mama wird den Brief bereits erhalten haben. Das beste ist gewiß, so viel wie möglich hier zu kaufen.

Nun Adieu, kleine, süße Seele.

Herzlichst der Deinige
Helmuth."

Dieser liebevolle Ton ist für die ganze Ehe maßgebend gewesen und hallte nach ihrem Tode in seiner Seele nach bis zum letzten Atemzuge. Oft hat er Frau Liza von Moltke, seine Nichte, gebeten, ihm, wenn er sterben sollte, seinen Trauring mit ins Grab zu geben. Sie mußte es ihm immer wieder versprechen, obwohl sie seinen Wunsch auch ohnedies erfüllt haben würde.

Seine Gattin Marie erkannte mit ihrem liebenden, feinfühlenden Herzen und scharfen Verstande sein Genie und alle seine hervorragenden Eigenschaften früher als mancher andere nnd brachte selbst seinen militärischen Arbeiten viel Verständnis entgegen. Es ist Tatsache, daß sie ihm schon während des dänischen Feldzuges eine große Zukunft prophezeit hat, die sie ja selbst leider nur noch bis zum Feldzuge 1866 mit ihm erleben sollte.

Der einzige Schatten in dieser glücklichen Ehe war die Kinderlosigkeit, und hierüber mag auch ein solches Bonmot nicht hinweggeholfen haben, wie es der erste Statthalter von Elsaß-Lothringen, General von Manteuffel, einmal machte, als er dem Feldmarschall aus Anlaß eines Jubiläums gratulierte. Er schrieb:

„Eure Excellenz haben, ein Epaminondas, zwei unsterbliche Töchter gezeugt: Königgrätz und Sedan. Sollten Hochdieselben die Absicht haben, noch eine dritte zu zeugen, so darf ich mich wohl als Geburtshelfer anbieten."

Digitized by Google

Da der Feldmarschall, ebenso wie seine Frau, Kinder sehr liebte, nahmen sie Henry von Burt als Knaben mehrere Jahre lang zu sich.

Aber plötzlich starb Marie von Moltke infolge einer Erkältung, die sie sich bei einem Spazierritt mit ihrem Gatten zugezogen hatte. Es war ein Weihnachtsabend. — Deshalb barg das Weihnachtsfest für den Feldmarschall wehmütige Erinnerungen. „Es hatte," wie er schreibt, „eine ernste Bedeutung für den kurzen Lebensrest gewonnen. Der Herr hat Marie am Tage zu sich genommen, wo er das Heil der Welt verkündigt."

Charakteristisch ist, mit welcher Ergebung in den göttlichen Willen er es ertragen hat, daß seine Hoffnung auf ihre Genesung sich nicht erfüllte. „Gott hatte es anders beschlossen, und so wird es am besten sein. Er hat sie in der Fülle des Lebens, in Kraft und Schönheit an sich genommen und sie aller Bitterkeiten des Lebens überhoben."

In Creisau baute er ihr auf dem Gipfel eines Hügels ein Mausoleum, in dem er selbst jetzt neben ihr ruht. Jedesmal, wenn er nach seinem Gute kam, war sein erster Gang zu dieser Ruhestätte, und stets pflückte er auf dem Wege dorthin ein Blumensträußchen, das er auf ihrem Sarge niederlegte. Keinen Tag, so lange er in Creisau weilte, versäumte er diesen Liebesgang, und bis in das höchste Alter konnte selbst das schlechteste Wetter ihn nicht davon zurückhalten. Die Tannen, die jetzt diesen einst kahlen Hügel schmücken, hat er selbst gepflanzt. Als ich später die Ehre hatte, einige Wochen lang als sein Gast in Creisau zu verweilen, führte er mich schon am ersten Tage nach diesem Heiligtum, wo das Liebste schlummerte, das er auf der Erde besessen hatte.

* * *

Digitized by Google

An die Stelle der so früh verstorbenen Gattin trat nun im Haushalt die Schwester, Frau von Burt, seine „liebe Guste", wie Moltke sie gewöhnlich nannte.

Frau von Burt hatte ihre Schwägerin und Tochter während ihrer Krankheit gepflegt, und nie hat ihr Bruder ihr die Aufopferung vergessen, mit der sie Tag und Nacht am Schmerzenslager seiner geliebten Marie gewacht hatte. „So etwas läßt sich nicht vergelten, sondern nur durch Dankbarkeit und Liebe lohnen," schrieb er ihr am Morgen nach ihrer Abreise, „aber das Unglück muß erst die harte Rinde der Menschenherzen ablösen, um sie zusammenzuführen."

Die Königin Augusta selbst ließ Frau von Burt zu sich kommen, sagte ihr, daß, soweit sie den General von Moltke kenne, er nach dem Verlust seiner geliebten Gattin das Streben haben würde, sich ganz zurückzuziehen, und stellte ihr vor, sie wäre es dem Könige und dem Vaterlande schuldig, zu ihrem Bruder zu ziehen, um seinem Haushalte vorzustehen. Auf diesen Allerhöchsten Wunsch hin entschloß sich Frau von Burt, wie oben erwähnt, mit ihrem Bruder Fritz zusammen nach Berlin in das Generalstabsgebäude überzusiedeln.

Ebenso war es König Wilhelms Werk, daß Henry, der Sohn Frau von Burts, der inzwischen in die preußische Armee eingetreten und Leutnant geworden war, als zweiter Adjutant zu Moltke kommandiert wurde. Der König wußte, daß Herr von Burt mehrere Jahre seiner Kindheit im Hause seines Onkels zugebracht hatte und daß dieser sehr an ihm hing.

Den Wunsch, seinen Abschied zu nehmen, hatte Moltke übrigens bereits in früheren Jahren wiederholt geäußert. Schon in zwei Briefen an seinen Bruder Adolf aus dem

Digitized by Google

Jahre 1868 ist davon die Rede. Einmal schrieb er, weiter als bis zum Chef des Generalstabes eines Armeekorps werde er es wohl nicht bringen und dann seinen Abschied nehmen, und an einer anderen Stelle heißt es:

„Da ich mir ohnehin sagen muß, daß ich zu einer größeren Wirksamkeit als der bisherigen die nötigen Fähigkeiten nicht besitze, so reift der Gedanke, aus diesen Verhältnissen auszuscheiden, immer mehr bei mir heran."

Auch später hat Moltke diesen Gedanken nie ganz fallen lassen, und es ist ganz natürlich, daß der große Schmerz um den Verlust seiner Frau ihn noch mehr darin bestärkte.

Aber Frau von Burt hat es in unvergleichlicher Weise verstanden, den Feldmarschall so weit als möglich über diesen Verlust hinwegzutrösten und sein Haus 14 Jahre hindurch zu einem unendlich behaglichen zu machen. Sie und ihr Sohn Henry haben unzweifelhaft viel dazu beigetragen, daß Moltke seine Absicht, den Dienst aufzugeben, fallen ließ, und daß Kaiser Wilhelm I. zum Weihnachtsfeste 1871 an ihn schreiben konnte:

„Der Hand, die das wohlgeschliffene Schwert in drei ruhmreichen und glorreichen Jahren leitete und Armee und Volk zu einer kaum geahnten Höhe erhob, — darf ich am Schlusse des Jahres, das uns einen segensreichen Frieden brachte, nicht vergessen, nun nochmals meine tiefgefühlte Dankbarkeit zu beweisen. Ich benutze darum das Weihnachtsfest, um Ihnen die Züge dessen zu vergegenwärtigen, der nie aufhören wird, die Vorsehung zu preisen, daß er Sie in dieser Zeit mir zur Seite stellte, um so Großes und Ruhmreiches zu erkämpfen!

Ihr dankbarer König
Wilhelm."

(Siehe Ges. Schriften u. Denkwürdigkeiten, Bd. I, S. 270.)

Digitized by Google

Frau von Burt war dem Feldmarschall ähnlich, nicht nur äußerlich, sondern auch in bezug auf ihre Charaktereigenschaften. Ihre Herzensgüte wirkte wahrhaft beglückend auf jeden, der mit ihr in Berührung kam. Trotz des verhältnismäßig großen Komforts, der sie im Generalstabsgebäude umgab, blieb sie ihren einfachen Gewohnheiten treu, und trotz der Berührung mit der großen Welt bewahrte sie sich eine Menschenliebe, die das Mißtrauen niemals gekannt hat.

Sie war eine begeisterte Kunstfreundin, liebte besonders die Musik und spielte selbst wunderhübsch Klavier. Häufig, wenn wir im Nebenzimmer musizierten, während sie mit ihrem Bruder bei der allabendlichen Whistpartie saß, war sie mit ihrer Aufmerksamkeit mehr bei uns, als bei den Karten.

Der Feldmarschall pflegte das eine Zeitlang mit anzusehen. Dann aber begann er bedächtig seine Karten zu ordnen oder mit den Fingern leise auf der Tischkante zu trommeln, bis er endlich, langsam die Asche von seiner Zigarre abstreifend, vor sich hin sagte: „Schöne Melodie! Ist wohl Mozart, Guste?"

Dies war für Frau von Burt das Zeichen, aus der Welt des Klavierspiels in die des Whistspiels zurückzukehren.

* * *

Die treueste Unterstützung bei ihrer Fürsorge für den Feldmarschall fand Frau von Burt in ihrem Sohn Henry. Mit voller Aufopferung der eigenen Persönlichkeit und der eigenen Interessen hat er die besten Jahre seines Lebens dem Wohle seines Onkels gewidmet.

Er war einer der begabtesten, liebenswertesten und geistreichsten Menschen des kleinen, den Feldmarschall um-

Digitized by Google

gebenden Kreises, und in seinem offenen, heiteren, natürlichen Wesen war etwas, das an seine verstorbene Stiefschwester, die Gattin Moltkes, erinnerte und ihn diesem ganz besonders wert machte.

Henry von Burt besaß eine wundervolle, hohe Baritonstimme, deren Timbre mit unmittelbarer Innigkeit zu Herzen sprach. Man möchte sagen: Er hatte eine Träne in der Stimme, so rührend konnte sie klingen. Kein noch so berühmter Künstler, kein Stockhausen, kein Beetz, hat dem Feldmarschall jemals den Gesang seines Henry ersetzen können. Selbst in Frankreich, während des Feldzuges, mochte er nicht darauf verzichten und nahm jede Gelegenheit wahr, um ihm zu lauschen.

Auch als Vorleser hat Herr von Burt seinem Onkel viele angenehme Stunden bereitet. In der englischen wie in der deutschen Literatur war er gleich gut zu Hause, und ein besonderer Genuß war es, ihn Reuter lesen zu hören, für den der Feldmarschall eine ebenso große Vorliebe hatte, wie für Dickens. Im Hause war Herr von Burt der Vermittler in allen Familienangelegenheiten, der Verwalter des Vermögens, kurz die Vertrauensperson, die seinem großen Onkel alle äußeren Sorgen abnahm.

„Henry führt meine Kasse und hält mich in Ordnung," schrieb Moltke einmal an seine Schwester Magdalene (Pröbstin Broker in Uetersen).

Zu diesen regelmäßigen Hausgenossen der früheren Zeit gesellte sich zeitweise einer oder der andere von den „vier Riesen", wie der Feldmarschall die Söhne seines verstorbenen Bruders Adolf scherzweise zu nennen pflegte. Es war ihm immer eine besondere Freude, diese vier Prachtgestalten vor sich aufmarschieren zu sehen. Meistens aber kamen sie nur einzeln, wenn Kommandos oder Ferien sie

Digitized by Google

nach Berlin führten, bis sie der Feldmarschall nach dem Tode der Frau von Burt und dem Rücktritt Henrys näher an sich heran zog und der zweite Neffe, Helmuth von Moltke, mit seiner liebenswürdigen Gattin ganz in das Generalstabsgebäude übersiedelte.

Der erste von ihnen, mit dem ich Mitte der siebziger Jahre näher bekannt geworden war, war Herr Wilhelm von Moltke[1], der als der Älteste später den Grafentitel erbte und das Majorat Creisau übernahm. Er wurde von den Brüdern „der Zwerg" genannt, weil er trotz seiner ungewöhnlichen Länge doch immer noch ein gutes Stück kleiner war als die anderen. Er stand damals bei dem Regiment Garde du Corps, besuchte die Kriegsakademie und wohnte im Generalstabsgebäude. Bei mir nahm er Violinunterricht. Seine prachtvolle Erscheinung und sein liebenswürdiges, offenes, echt soldatisches Wesen machten ihn zu einer ungemein sympathischen Persönlichkeit, und da auch seine musikalische Begabung bedeutend und durch feinen Sinn gehoben wurde, war es ein Vergnügen, ihn zu unterrichten.

Sehr bald darauf lernte ich auch den zweiten der Brüder, Herrn Helmuth von Moltke[2], kennen, der beim ersten Garderegiment zu Fuß in Potsdam stand und häufig zu Tisch bei seinem Onkel erschien. Er hatte von allen Neffen die größte Ähnlichkeit mit dem Feldmarschall und zeigte bei hohem ästhetischem Geschmack und scharfer Beobachtungsgabe vielseitige Talente. Er zeichnete vortrefflich, schrieb sprudelnde Essays, spielte hervorragend Cello und galt für einen vielversprechenden Offizier. Er wurde, wie schon erwähnt, später der Nachfolger des Herrn von Burt.

[1] Graf Wilhelm von Moltke, Majoratserbe auf Creisau.
[2] Generalleutnant Helmuth von Moltke.

Digitized by Google

Ex. Lisa von Moltke.

Ex. Gnl. H. von Moltke.

Frau Auguste von Burt,
Schwester des Feldmarschalls.

Oberst Henry von Burt,
Adjutant des Feldmarschalls.

Digitized by Google

Digitized by Google

Der dritte, Herr Fritz von Moltke, kam erst, nachdem die beiden älteren bereits verheiratet waren, auf längere Zeit nach Berlin, um seinen Assessor zu machen. Noch bevor ich ihn kennen lernte, wußte ich aus dem Munde des Onkel Fritz, der sein Pate war, was für ein vortrefflicher Mensch er sei. Er nannte ihn stets „seinen Fritz mit dem goldenen Herzen“ [1]. Auch er war musikalisch, doch leider ließ ihm seine Laufbahn nie die Zeit, seine schöne Baßstimme auszubilden. Dafür aber hat er der Kunst andere, noch viel schönere und nachhaltigere Dienste geleistet. So ist es, nach Professor Joachims Ausspruch, ihm vor allem zu danken, daß die Kgl. Hochschule für Musik in Berlin jetzt ein prachtvolles, monumentales, neues Gebäude erhalten hat, das sich dem Pariser Konservatorium und dem Leipziger Gewandhaus ebenbürtig an die Seite stellen kann.

Der jüngste Bruder, Herr Ludwig von Moltke [2], pflegte ebenfalls seine Ferien im Hause des Onkels zu verbringen. Er war aus Neigung Landwirt geworden und übernahm noch zu des Feldmarschalls Lebzeiten das schwierige Amt der Verwaltung von Creisau.

* * *

Aus diesem Familienkreise ragte die Persönlichkeit des Feldmarschalls auf, wie die eines Patriarchen. Von allen geliebt, von allen verehrt, stand er doch hoch über ihnen, trotz aller seiner Herzensgüte, in einer gewissen Unnahbarkeit, an der niemand zu rütteln wagte. Selbst für Henry von Burt, der als Neffe, Schwager und Adjutant sein Vertrauen ganz besonders genoß, gab es im Verkehr mit dem Onkel eine Grenze, die er nie zu überschreiten wagte.

[1] Der jetzige Oberpräsident von Ostpreußen.

[2] Der jetzige Verwalter der Güter Creisau und Wernersdorf.

Digitized by Google

Die wichtigsten Entschlüsse, die der Feldmarschall vielleicht schon tagelang mit sich herumgetragen hatte, erfuhren die Seinigen meist erst im letzten Augenblick. Besonders charakteristisch hierfür ist eine Episode, die auch in die „Gesammelten Schriften und Denkwürdigkeiten" aufgenommen worden ist.

Am Nachmittag des 15. Juli 1870 fuhr der Feldmarschall mit seinem Bruder Adolf, seiner Schwägerin und deren beiden Töchtern in Creisau spazieren und führte dabei selbst die Zügel. Unterwegs übergab ihm ein Telegraphenbote eine Depesche. Er las sie, steckte sie in die Tasche und fuhr weiter. Erst nach einer Stunde kehrten sie heim. Er sprang vom Wagen und sagte, ins Wohnhaus tretend: „Es ist eine dumme Geschichte, ich muß noch diese Nacht nach Berlin." Dann ging er in sein Arbeitszimmer, erschien aber wie gewöhnlich zum Tee. Niemand ahnte, was in ihm vorging.

Plötzlich stand er auf, schlug mit der Hand auf den Tisch und rief aus: „Laßt sie nur kommen, mit oder ohne Süddeutschland, wir sind gerüstet!"

Erst später erfuhren die Seinigen, daß in der Depesche die Mitteilung von der bevorstehenden Mobilmachung gegen Frankreich gestanden hatte.

Sogar in Kleinigkeiten zeigte sich diese Zurückhaltung. Nie erfuhr die Familie etwas von einer Reise, die er vorhatte, bis zur letzten Stunde, was der Umgebung manche Verlegenheit bereitet hat.

Ebenso war es aber auch mit seinen freudigen Überraschungen. So hatte er mir einmal eine kleine Porträtbüste von sich zugedacht, eine Auszeichnung übrigens, die nur wenigen zuteil geworden ist, weil Moltke in seiner großen Bescheidenheit es nicht liebte, Bildnisse von sich zu

Digitized by Google

verschenken. Ich hatte das Werk bereits stehen sehen und sagte ahnungslos zu ihm:

„Haben Exzellenz schon die hübsche Porträtbüste bemerkt?"

„Welche?" fragte er mit einem Lächeln, dessen Bedeutung mir erst später klar wurde.

„Die im Silberzimmer," antwortete ich, ging und holte sie herbei.

Er nahm sie, betrachtete sie eine Weile, schaute mich an und fragte: „Wie finden Sie die?"

„Sie ist die beste, die ich bis jetzt gesehen habe."

„Behalten Sie sie," sagte er, indem er sie mir übergab.

Ich war so überrascht, daß ich zuerst vor Freude gar nicht wußte, was ich sagen sollte. Dann bedankte ich mich mit kurzen Worten, wie er es liebte, und lief mit meinem köstlichen Schatz zu Frau von Burt.

„Darauf können Sie stolz sein," sagte diese, sich mit mir freuend; und ich bin auch stolz darauf gewesen mein ganzes Leben lang.

Zunächst freilich äußerte sich dieser Stolz darin, daß ich an diesem Abend drei Beethovensche Sonaten mehr spielte als sonst. Ob ich damit meiner Dankbarkeit den wünschenswertesten Ausdruck gegeben habe, weiß ich nicht. Aber ich mußte mir meine Freude vom Herzen herunterspielen.

Digitized by Google

III.

Die Wohnung.

Die Privatwohnung des Generalstabschefs lag zu Moltkes Zeiten, ebenso wie jetzt, im ersten Stock des Südostflügels des Generalstabsgebäudes, an der Ecke des Königsplatzes und der Moltkestraße. Der Eingang war vom Königsplatz. Wie oft habe ich dieses Portal, bedrückt von den Sorgen des Tages, betreten, um es, erfrischt und gekräftigt von dem Wesen des edlen Menschen, der in diesem Hause wohnte, in heiterster Stimmung wieder zu verlassen.

Ich möchte hier erwähnen, daß in den ersten Jahren kein Posten diese Tür bewachte, worüber man sich seinerzeit lebhaft wunderte. Erst als im Generalstabsgebäude ein Einbruch versucht worden war, wurde ein Posten aufgestellt.

Durch dieses Portal gelangte man auf einer großen marmornen Doppeltreppe zu einer Plattform, von der aus eine Tür geradezu in das Arbeitszimmer des Feldmarschalls führte. Es lag unmittelbar über dem Vestibül und hatte einen nach dem Königsplatz hinausgehenden großen Balkon. Diese Tür ist aber fast nur von ihm selber benutzt worden.

Rechts von der Plattform führte ein langer Korridor zu den Geschäftszimmern des Generalstabs, während sich

Digitized by Google

nach links hin unmittelbar die Privatzimmer des Feldmarschalls anschlossen.

Man kam hier zunächst in den langgestreckten Empfangssaal, dessen Fenster nach dem Hofe hinausgingen. Rechts daneben, nach dem Königsplatz zu, lag die lange Flucht der Zimmer, die vom Feldmarschall hauptsächlich benutzt wurden.

Rechts vom Arbeitszimmer befand sich nur noch das Schlafzimmer. Nach links folgten: ein Vorzimmer, der umfangreiche Konferenzsaal, das Silber- und das Teezimmer und endlich der Musiksalon, der die Ecke der beiden Fronten einnahm. Nach der Moltkestraße hinaus schlossen sich daran: ein kleines Rauchkabinett, das große Speisezimmer und weiterhin in langer Folge die Wohnräume der übrigen Familienmitglieder und die Wirtschaftsräume.

Für den einfachen Geschmack des Feldmarschalls war diese Wohnung nicht nur zu reich ausgestattet, sondern auch viel zu groß. Verschiedene Zimmer fanden, wenigstens solange Frau von Burt dem Haushalte vorstand, gar keine Verwendung, und das widersprach seinem praktischen Sinn. „Alles, was man nicht braucht, ist zu teuer bezahlt," sagte er einmal zu mir.

So kam z. B. der sogenannte Konferenzsaal, ein mächtiger Raum mit einem langgestreckten Tisch in der Mitte und hohen, sehr würdevollen Lehnstühlen, nur einmal im Jahre zur Geltung: zu Weihnachten, wo dort die Bescherung stattfand. Nicht besser erging es dem benachbarten Zimmer, seiner Tapete und der silberverzierten Möbel wegen auch als Silberzimmer bezeichnet, von dem mir nicht im Gedächtnis geblieben ist, daß wir, außer am Abend vor dem Tode des Feldmarschalls, jemals Tee darin getrunken hätten.

Digitized by Google

Auch das reizende kleine Rauchzimmer habe ich nur selten in Benutzung gesehen. Es war in orientalischem Stil eingerichtet, mit ungewöhnlich kostbaren Stoffen ausgestattet und verdankte seine Entstehung einer Aufmerksamkeit des Kaisers Wilhelm I., der damit beim Feldmarschall angenehme Erinnerungen an den Aufenthalt in der Türkei wachhalten wollte.

Der Feldmarschall war übrigens ein Freund von guten orientalischen Teppichen. In einem bisher nicht veröffentlichten Briefe an seine Braut vom 2. Dezember 1841 schrieb er:

„Heute will ich Dir nichts mehr vorgeigen[1], liebe Marie, und sende Dir eine Liste von orientalischen Teppichen, welche in der auf dem Tarif benannten Handlung in London für die entsprechenden Pfunde zu haben sind, falls Dein Papa in einem Anfall von Generosität gesonnen sein sollte, Dir einen solchen zur Aussteuer zu verschreiben. Aber die Liste binde ich Dir auf die Seele, ich muß sie jedenfalls dem Geheimrath Beuth wieder abliefern, der sie mir nur unter dieser Bedingung anvertraut hat. Bitte sorge ja dafür, daß sie nicht verloren geht. Ein solcher Teppich ist ein wahrer Schatz, er hält ewig und spart alle Jahr einen Klafter Holz. Ein orientalischer Teppich ist für eine fashionable Einrichtung, was ein ostindischer Shawl für die Toilette ist."

In dem neben dem Rauchzimmer gelegenen Speisezimmer fand sich die Familie regelmäßig zu den Mahlzeiten zusammen, und ebenso wurde der Musiksalon täglich benutzt.

---

[1] Bezieht sich auf einen von Paganini handelnden Brief vom 1. Dezember 1841, der an anderer Stelle in facsimile veröffentlicht wird.

Digitized by Google

An ihm haften natürlich meine schönsten Erinnerungen aus dem Moltkeschen Hause. Noch sehe ich sie vor mir, diese merkwürdigen fünf Ecken, die dem Raum die Nachrede eingetragen haben, er sei in fünfviertel Takt von seinem Baumeister komponiert worden. Noch schweben sie vor meinen Augen, die zierlichen Linien der musikalischen Embleme in den Türfüllungen und auf den Supraporten, wo sie mit dem Wappen und den Initialen Moltkes geschmückt waren.

Die Einrichtung war im Rokokostil, ganz in Weiß und Gold gehalten; drei bequeme, halbrunde Sofas mit Tischen davor standen an den Wänden, dazwischen zwei Notenschränkchen. Vor dem großen Eckfenster, durch das man gerade auf die Siegessäule blickte, wurden in einem Blumentisch, auf besonderen Wunsch des Feldmarschalls, stets frische Gewächse gehalten.

Sonst enthielt das Zimmer nur noch den großen, in der Mitte stehenden, weißen Rokokoflügel, ein prachtvoller Bechstein, an dem der Feldmarschall mit besonderer Liebe hing. Als ihm der Plan für die Wohnungseinrichtung vorgelegt wurde, strich er die großen teuren Spiegel, die man darin angesetzt hatte, und bat sich an ihrer Stelle dieses Instrument aus. — Man bewilligte ihm dasselbe, stellte aber die Spiegel trotzdem auf. — Fast kein Tag, den er in dieser Wohnung verlebt hat, verging, an dem er nicht den Klängen des Flügels gelauscht hätte, und er bedauerte nur, daß er ihn im Sommer nicht mit nach Creisau nehmen konnte.

Hätte Bechstein, unser Flügel-Stradivarius, wie wir ihn nannten, davon eine Ahnung gehabt, welch ein Vergnügen wäre es ihm gewesen, einen Zwillingsbruder unseres weißen Freundes in Creisau aufzustellen. Im

Digitized by Google

geheimen habe ich auch oft die Anfechtung gehabt, ihm einen kleinen Wink zu geben, habe es mit Rücksicht auf die Empfindlichkeit des Feldmarschalls in solchen Dingen aber doch unterlassen.

Den größten Teil des Tages verbrachte der Feldmarschall natürlich in seinem Arbeitszimmer, wo er alle dienstlichen Vorträge und Meldungen entgegennahm und zuweilen auch private Besuche empfing.

Es war ein stattlicher Raum mit drei großen Fenstern und einem Balkon davor, der fast die ganze Breite des Zimmers einnahm und vom Feldmarschall häufig benutzt wurde. Langsam auf und ab gehend, suchte er hier in der frischen Luft Erholung, vermied aber die Nähe des Geländers, um nicht von unten her gesehen zu werden.

Die Ausstattung des Zimmers war in altdeutschem Stil gehalten, gediegen und bequem. Die Wände schmückte über den großen eichenen Bücherschränken ein breiter Fries von Freskogemälden, die allegorisch die Geschichte der Kriegskunst darstellten. In der einen Ecke stand ein breiter Majolikaofen, in dem die Wasserheizung verborgen war. Im übrigen wurde er als Regal für alle möglichen Andenken, Ehrengeschenke, auch Bücher, benutzt. In der anderen Ecke, nach dem Schlafzimmer zu, befand sich aber noch ein Kamin, in dem zur Winterszeit regelmäßig die Buchenscheite brannten. Gern saß der Feldmarschall davor, den Flammen zuschauend, in tiefen Gedanken.

Die Bücherschränke enthielten eine reiche Bibliothek, meistens fachwissenschaftliche Werke, Karten usw. In einem von ihnen jedoch hob der Feldmarschall seine Orden auf: eine Sammlung, die natürlich an Vollständigkeit kaum etwas zu wünschen übrig ließ. Vor jedem Fenster stand ein großer Schreibtisch mit einer Hängelampe darüber. Der

Digitized by Google

Feldmarschall benutzte beide Tische abwechselnd, ob der Sonne wegen oder um verschiedene Arbeiten auseinanderzuhalten, weiß ich nicht.

In auffallendem Gegensatz zu dem Reichtum aller anderen Räume stand die große Einfachheit des kleinen Schlafzimmers. Ein Feldbett, eine Waschtoilette, ein Sofa mit Tisch davor, zwei Lehnstühle und ein Nachttischchen bildeten die ganze Ausstattung. Im Feldbett lag zum Zudecken nur eine dünne, wollene Decke; erst in seinem allerletzten Lebensjahre gelang es, ihn zu einer wärmeren zu überreden. Die Wände waren hell gestrichen, ohne jeden Schmuck. Nur ein Bild seiner Frau hing über dem Sofa. Auf dem Nebentischchen lag eine alte Bibel, in der er jeden Abend vor dem Einschlafen las. — Sie stammte noch von seiner Mutter. —

Digitized by Google

IV.

Moltke daheim.

Der Feldmarschall war ein Frühaufsteher. Erst wenige Jahre vor seinem Tode gestattete er sich, bis um 7½ Uhr liegen zu bleiben.

Ehe er das Frühstück einnahm, das gewöhnlich aus einer Tasse Tee mit leichtem Gebäck bestand und ihm schon eingeschenkt gebracht wurde, machte er regelmäßig eine Promenade von einer halben Stunde durch die Wohnung. Mit einem Schlafrock angetan, ein schwarzes Käppchen auf dem kahlen Haupte, wanderte er mit untergeschlagenen Armen durch die ganze Zimmerflucht von seinem Schlafzimmer bis zum Musiksalon auf und nieder.

Unmittelbar nach dem ersten Frühstück machte er Toilette.

Zu rasieren brauchte er sich nicht. Noch als Oberst hatte er, was wenig bekannt sein dürfte, einen stattlichen Vollbart getragen. — Es ist aus jener Zeit ein von Lauchert gemaltes Bild vorhanden. — Später aber waren ihm nicht nur auf dem Kopfe, sondern auch auf den Wangen die Haare vollständig ausgegangen.

Aus Gesundheitsrücksichten trug er bekanntlich eine Perücke, die dem Ausdruck seines wunderbaren Schädels nicht vorteilhaft war. Das am meisten charakteristische

Digitized by Google

Bild von ihm ist daher auch das Lenbachsche ohne Perücke, zu dem er sich allerdings nur sehr schwer entschlossen hat. Er zeigte sich außerhalb seines Schlafzimmers nie ohne die Perücke, und in den ganzen 20 Jahren habe ich ihn ein einziges Mal ohne dieselbe in seinem Käppchen bei Tisch erscheinen sehen. Da aber war er Rekonvaleszent. Ganz ohne eine Kopfbedeckung sich zu zeigen, war ihm peinlich, und es bedurfte der ganzen Überredungskunst seiner Nichte, Frau Liza von Moltke, und der eindringlichsten Bitten Lenbachs, ihn, nur der Kunst zuliebe, dazu zu bewegen, zu jenem Bildnis zu sitzen.

Bevor er das Schlafzimmer verließ, legte der Feldmarschall den Militärüberrock an, den er nun während des ganzen Tages nicht mehr ablegte, oder höchstens, wenn er zu Seiner Majestät befohlen war, mit dem Waffenrock vertauschte.

Unter der Uniform trug er stets eine weiße Weste, die immer von tadelloser Frische war, obwohl er den Rock gern aufgeknöpft trug und stark schnupfte. Sein großes Foulardtaschentuch erinnerte dabei oft an Friedrich den Großen. Er hat aber nie, wie der große König es getan haben soll, den Schnupftabak lose in der Westentasche getragen, sondern sich stets einer einfachen, kleinen, silbernen Dose bedient.

Es war eine Gewohnheit von ihm, sie stets vor sich hinzulegen, und auf diese Weise kam sie eines Abends beim Whistspiel auch unserem jetzigen Kaiser zu Gesicht. Da dieser immer darauf bedacht war, dem Feldmarschall kleine Aufmerksamkeiten zu erweisen, gab ihm das eine willkommene Gelegenheit, die schlichte Silberdose durch eine kostbare goldene zu ersetzen, die der Feldmarschall in den letzten Jahren seines Lebens stets getragen hat,

Digitized by Google

obwohl sie, wie er behauptete, ihm die Westentasche weitete.

An jedem Morgen lag ein tadellos frisches Oberhemd neben seinem Bett. Im Laufe des Tages aber die Wäsche wechseln zu müssen, war eine bittere Aufgabe für ihn.

Ich entsinne mich, daß er in Creisau, wo er sich den ganzen Tag im Parke zu schaffen machte, einmal einer Einladung folgen mußte und von seiner Nichte sehr gebeten wurde, sich dazu ein frisches Oberhemd anzuziehen.

„Wo denkst du hin?" antwortete er und verschwand.

Als man nachher in den Wagen stieg, schaute er seine Nichte mit schelmischen Blicken an und zeigte sehr stolz auf sein Oberhemd.

Frau von Moltke drückte ihre Bewunderung aus über seine Folgsamkeit und Selbstüberwindung. Hierauf blickte er eine Weile still vor sich hin und sagte endlich:

„Siehst du, du merkst es gar nicht. Die Bürste hat's auch getan!" — Er hatte sich vor den Spiegel gestellt und die Flecken mit einer Bürste ausgewaschen.

Nach beendigter Toilette begab sich der Feldmarschall sofort in sein Arbeitszimmer, um Vorträge anzuhören, Meldungen entgegenzunehmen und Generalstabsgeschäfte zu erledigen.

Um 12 Uhr wurde ihm meistens ein zweites Frühstück, bestehend aus einer Fleischspeise und einem Glas Weißwein, gebracht.

Um 3 Uhr, später um 5 Uhr, versammelte sich die ganze Familie zur Hauptmahlzeit im Speisezimmer.

Vorher pflegte er einen Spaziergang durch den Tiergarten zu unternehmen. Er suchte sich dazu die entlegensten Gegenden aus, wo er viele Bäume und wenig Menschen sah. Diesen Spaziergang versäumte er ungern,

Digitized by Google

er war ihm Bedürfnis und Genuß. Selbst wenn er beim Kaiser oder im Reichstag länger als gewöhnlich beschäftigt gewesen war, ließ er sich in den Tiergarten fahren und promenierte noch ein Weilchen. Spazierfahrten liebte er sehr. In Berlin fuhr er fast täglich mit seinen Damen nach Tisch in den Tiergarten.

Auch mir ist die Auszeichnung zuteil geworden, ihn und Herrn von Burt auf diesen Spazierfahrten begleiten zu dürfen. Eine führte uns, nachdem wir eine Weile im Tiergarten auf und ab gefahren waren, nach Charlottenburg an der Flora vorbei nach dem Schloß.

Der Feldmarschall war sehr gesprächig und erzählte, daß er sich wegen des schönen Palmenhauses und Gartens für die Gründung der Flora interessiert und sogar ein paar Aktien gezeichnet habe. Er freute sich, daß man den Berlinern hier eine so hübsche Erholungsstätte bereitet habe, denn er liebte das Volk und hegte einen unerschütterlichen Glauben an seine sich stets verjüngende Kraft.

„Die Urkraft unseres Volkes berechtigt es zu den größten Hoffnungen," hörte ich ihn einst sagen.

Im Charlottenburger Park machten wir einen langen Spaziergang. Als wir um den See gingen, und an die Stelle kamen, wo dem Schloß gegenüber der kleine Kupido aufgestellt ist, erzählte er mit dem ihm bei solchen Geschichten eigenen Humor, der König Friedrich I. habe diesen kleinen Liebesgott heimlich in der ersten Nacht aufstellen lassen, die er hier mit seiner Gemahlin zubrachte, und zwar so, daß sie ihn beim ersten Blick aus dem Fenster in den Park habe entdecken müssen.

Bei jedem schönen, großen Baum blieb er stehen, und einmal sagte er, in Bewunderung versunken, zu seinem Neffen:

Digitized by Google

„Weißt du, Henry, wenn ich noch einmal auf die Welt käme und einen Beruf zu wählen hätte, ich glaube, ich würde Architekt werden. Sieh mal in die Kronen dieser Bäume. Ist nicht die Erhabenheit der Gotik hier schon deutlich vorgezeichnet?“

„Nun weiß ich auch, Exzellenz, warum Sie so die Musik lieben,“ erlaubte ich mir zu bemerken; „ist doch nach Goethe Musik gefrorene Architektur.“

Der Feldmarschall sah mich lächelnd an, sagte aber nichts, und wir kehrten zum Wagen zurück.

Das Mittagessen war von bürgerlicher Einfachheit. Eine kräftige Suppe, Gemüse, Braten und eine Nachspeise. Aber alles vortrefflich zubereitet; denn wenn der Feldmarschall es auch nicht liebte, zu tafeln, so war er doch ein Feinschmecker im guten Sinne des Wortes. Nur an den großen Festtagen und wenn Gäste da waren, gab es ein Gericht mehr und neben dem üblichen Weißwein ein Glas Sekt.

Großen Diners aber ging er nach Möglichkeit aus dem Wege. „Jedes Diner täglich beim König ist für mich eine Probe der Enthaltsamkeit,“ schrieb er einmal aus dem Kaisermanöver bei Stettin 1879, „denn ein Diner kann man wohl vertragen, aber einundzwanzig hintereinander, da muß man sich in acht nehmen, besonders mit den vielen Weinsorten.“

Von Rheinwein war er, obwohl er selten mehr als zwei Gläser davon trank, ein guter Kenner. Als man ihm einmal auf Reisen Rüdesheimer vorsetzte, mit dem Bemerken, daß es etwas ganz Besonderes sei, konnte er sich, nachdem er den Wein geprüft hatte, doch nicht der Bemerkung enthalten: „Ein guter Tropfen, — aber kein Rüdesheimer.“ Später stellte sich dann auch heraus, daß man sich in der Etiquette geirrt hatte.

Digitized by Google

Zu seinen Lieblingsgetränken gehörte auch der Würzburger Steinwein. Bier dagegen trank er nie.

Einmal hatte ihm ein Münchener Verehrer, ich glaube es war Pschorr, eine Anzahl von Flaschen seines Gebräus übersandt, mit der Bitte, es einmal zu versuchen. In seiner Liebenswürdigkeit tat er das auch, goß sich in ein Teeglas — denn Biergläser waren nicht zur Stelle, und den Diener eigens danach zu schicken, wäre ihm nicht in den Sinn gekommen — etwas Bier, vielleicht bis zur Hälfte und trank davon einige Male. Ob es ihm geschmeckt hat, weiß ich nicht, aber unvergeßlich wird mir die Bemerkung bleiben, die er daran knüpfte:

„Es gibt Leute, die solch ein ganzes Glas davon trinken!"

Der Feldmarschall aß auffallend wenig. Er hatte aber seine Lieblingsspeisen, z. B. Klöße, die aber so weich sein mußten, daß sie ihm, wie er sagte, auf der Zunge zerschmolzen. Wenn er besonders guter Laune war, ließ er des Abends Austern reichen, für die er ebenfalls eine Vorliebe hatte.

Sehr gern aß er Kuchen, namentlich Sandtorte, die nie im Hause ausging, und eine Art holsteinischen Honigkuchen, der ihm zu Weihnachten aus Holstein mit derselben Regelmäßigkeit zugesandt wurde, wie dem Fürsten Bismarck zum Geburtstag die Kiebitzeier aus Jever.

Ebenso fand er stets bei seiner Rückkehr aus Creisau im Herbst die „große Kiste" mit Gravensteiner Äpfeln vor, die er allen Früchten weit voranstellte. Diese Kisten wurden an Größe nur noch von den aus Konstantinopel ankommenden übertroffen, die der Sultan dem Feldmarschall zuweilen übersandte. Sie enthielten eine Auslese der kostbarsten türkischen Zigaretten und Tabake, kamen aber

Digitized by Google

mehr den Neffen zugute, als dem Feldmarschall selbst, der weder Zigaretten noch Pfeife rauchte.

Ähnlich erging es übrigens den meisten Geschenken. So brachte ihm einmal eine Deputation von Deutschen aus Australien eine prachtvolle goldene Uhr mit Kette aus australischem Golde und kostbare Pelze, die von besonders seltenen Tieren stammten und zu Decken verarbeitet waren.

Der Feldmarschall freute sich sehr darüber und meinte: „Die Deutschen dort unten wissen unsere Siege fast noch besser zu schätzen als wir," — — aber die Uhr erhielt Henry von Burt und die Pelze wanderten nach Creisau.

Diese Deputation hatte übrigens auch Bismarck aufgesucht und der Fürstin einen herrlichen Teppich von ungewöhnlicher Größe überreicht. Die Fürstin war hierüber sehr beglückt, der Reichskanzler aber sagte: „Kind, — wer soll den kloppen!"

Das gemeinsame Mittagsmahl war für die Familie der Höhepunkt des Tages. Der Feldmarschall war bei Tisch stets guter Laune, und mit jedem Gericht steigerte sich seine Liebenswürdigkeit und Mitteilsamkeit.

Er unterhielt die Seinen mit kleinen Episoden aus seinem Leben, z. B. wie bei seinem letzten Besuche vor den großen Kriegen in Paris Napoleon ihm durch Lulu einen Orden überreichen ließ und sich dabei selbst hinter einer Gardine verbarg, um zu beobachten, wie Lulu sich dabei benehmen würde. Oder wie in Konstantinopel eine Zigeunerkapelle sein musikalisches Gefühl gerettet hätte, das bei dem Gewinsel der türkischen Musikanten schon nahezu erstorben gewesen wäre.

Ganz besonders gern erzählte er Anekdoten von

Digitized by Google

Moltke als Hauptmann.

Moltkes Gattin.

Genl. H. von Moltke. Der Feldmarschall. Frau Lisa von Moltke.

Moltke im Konzertsaal.

Nach einem Gemälde.

Digitized by Google

Digitized by Google

preußischen Königen. Einige von seinen Lieblingsgeschichten sind mir im Gedächtnis geblieben.

Bei Friedrich dem Großen wurde einmal ein Potsdamer Bürger verklagt, er habe Gott gelästert, den König geschmäht und den Bürgermeister beleidigt.

„Daß er Gott gelästert hat," antwortete der König, — „er kennt ihn nicht. Daß er über mich räsonniert, verzeihe ich ihm. Aber daß er meinen Bürgermeister alteriert hat, dafür kommt er vier Wochen in prison."

Ein Soldat wurde einmal dabei abgefaßt, wie er ein Muttergottesbild plündern wollte. Friedrich der Große wünschte aber nicht, daß er deswegen eine harte Strafe erhalten sollte. Er fragte also bei der Geistlichkeit an, ob es heute noch vorkomme, daß sich die Mutter Gottes in einer Vision offenbare. Die Frage wurde bejaht. Darauf schrieb der König, er habe selbst den Inkulpenten examiniert. Dieser habe sich damit entschuldigt, die Mutter Gottes sei ihm erschienen und habe zu ihm gesagt: „Du armer Kerl, nimm diesen Tand, den ich doch nicht gebrauche." Da nun die Geistlichkeit selbst zugestanden habe, daß derartige Visionen auch heutzutage noch möglich seien, könne der Mann wohl nicht bestraft werden. Er, der König, habe ihm aber strengstens befohlen, wenn die Mutter Gottes ihm wieder einmal Geschenke anbieten sollte, diese mit bestem Dank zurückzuweisen.

Friedrich Wilhelm IV. war einmal durch persönliche Rücksichten genötigt, sich ein Theaterstück anzusehen. Es langweilte ihn sehr. Als er das Theater verlassen wollte, bemerkte er, daß der Logendiener eingeschlafen war. „Aha!" flüsterte der König seinem Adjutanten ins Ohr, „der hat gelauscht!"

In der Pause einer Musikaufführung bei Hofe stand

Digitized by Google

König Friedrich Wilhelm IV. mit Moltke vor der Tür zum Speisesaal. Eine jugendliche Schönheit wollte hinein, wagte aber nicht vorüberzugehen.

„Passez beauté!“ sagte der König mit einer galanten Handbewegung.

Diese Gelegenheit benutzte eine ältere Hofdame, sich ebenfalls im Sechsachteltakt zu den Büfetts durchzutänzeln.

Der König blinzelte Moltke zu und flüsterte: „Beauté passée!“

Ein kleiner deutscher Fürst war einmal erkrankt. König Friedrich Wilhelm IV. schickte Alexander von Humboldt zu ihm, um sich nach seinem Befinden zu erkundigen. „Nun, wie haben Sie ihn gefunden?“ fragte der König, als Humboldt zurückkam. — Es war gerade bei Gelegenheit einer Hofgesellschaft, zu der auch Moltke geladen war. — „Sehr schlimm, Majestät,“ antwortete Humboldt. —

„So schlimm, daß er nicht regieren kann?“

„O nein, — regieren kann er immer!“

Von solchen kleinen Geschichten steckte der Feldmarschall voll und erzählte sie mit einer Feinheit im Ausdruck des Gesichts und der Stimme, daß uns angesichts der Künstlerschaft, die sich auch hierin offenbarte, oft das Herz weit geworden ist.

Stets kam er pünktlich zu Tisch.

Nur ein einziges Mal ließ er zwei Stunden auf sich warten, ein Ereignis, das allen so unerklärlich schien, daß sie fürchteten, es sei ihm etwas zugestoßen. Man wußte, daß er im Reichstag gewesen war und beschloß endlich, ihm entgegenzugehen. In der Nähe des Brandenburger Tores aber kam der alte Herr ganz vergnügt, die Hände auf dem Rücken zusammengelegt, wie gewöhnlich daher, und zwar sehr verwundert, daß die Seinen sich beunruhigt

Digitized by Google

hatten, sagte aber weiter nichts. Erst als man schon bei Tisch saß, fragte er seine Schwester:

„Nun sage mir aber mal, Guste, was ist euch eigentlich eingefallen? Ich habe dir doch geschrieben, daß die Sitzung heute länger dauern würde und daß ihr nicht warten solltet?"

Es stellte sich nun heraus, daß der Portier den Brief verbummelt hatte, und alle mußten sich mit Beschämung eingestehen, daß sie den Feldmarschall fälschlich im Verdacht gehabt hatten, einmal in seinem Leben unpünktlich gewesen zu sein. Der Unwille des Feldmarschalls entlud sich aber über den vergeßlichen Türhüter.

„Sagen Sie dem Portier, daß er ein Esel sei!" befahl er dem Diener, und die Bezeichnung Esel war der höchste Ausdruck seiner Ungnade.

Eine Eigentümlichkeit Moltkes war es, vor der Suppe eine Messerspitze Salz neben den Teller auf das Tischtuch zu schütten und es dann langsam mit einem Stückchen Brot aufzutippen.

Später, als auch die Kinder seines Neffen Helmuth im Hause waren, ein allerliebstes Pärchen übrigens, pflegte er die Rinde seines Brotes, die er selbst nicht mehr beißen konnte, den Kleinen über den Tisch zuzuwerfen, und es wurde ein förmlicher Sport daraus gemacht, sie möglichst geschickt aufzufangen. Hierüber amüsierte er sich sehr.

Unmittelbar nach Tisch wurde der Kaffee gereicht, und der Feldmarschall steckte sich, ohne aufzustehen, eine Zigarre an. Er selbst hielt sich nicht für einen Kenner und rauchte auch nie mehr als etwa zwei, drei Zigarren täglich, beim Kaffee und abends beim Whist, niemals aber bei der Arbeit. Besonderes Vergnügen hatte er daran, die Asche recht lang brennen zu lassen und die anderen dabei zu beobachten,

Digitized by Google

wie sie fürchteten, sie würde vorzeitig auf das Tischtuch fallen, was aber nie geschah. Er paßte stets den letzten Moment ab, um sie mit triumphierendem Lächeln in den Becher abzustreichen.

Dann legte er auch den Rest der Zigarre aus der Hand, und das war das Zeichen für die Kinder, sich beim „Opapa" zu verabschieden. Diese Gelegenheit ließ der alte Herr nie vorübergehen, ohne mit den Kleinen zu tändeln, und es war entzückend anzusehen, wie der bald Neunzigjährige immer neue Scherze ausfindig zu machen wußte, um den Kindern ein Vergnügen zu bereiten.

Er hob die Reste des Zuckers in der Tasse auf, ließ sie die Schnäbelchen spitzen, wie die kleinen Schwalben, und schob ihnen, nachdem er sie eine Weile hatte zappeln lassen, den Zucker mit dem Löffel hinein. Oder er versteckte seine Hand und zog sie immer wieder zurück, wenn sie danach haschen wollten. Wurde aber die Attacke gar zu heftig und kam der Angriff von beiden Seiten, so stand er auf, flüchtete mit erstaunlicher Elastizität durch das Zimmer, um die Säulen herum, und ergab sich erst nach verzweifelter Gegenwehr — besiegt von Kindern!

Hierauf zog er sich in sein Arbeitszimmer zurück, um zu lesen. Oft aber, wenn er etwas Hervorragendes gefunden hatte, kam er noch einmal zurück, um es den Seinen vorzulesen. Das war denn für alle eine ganz besondere Freude. Wenn er sich den goldenen Kneifer auf die Nase klemmte, rückte alles andächtig im Teezimmer zusammen.

Der Feldmarschall war ein hervorragender Vorleser. Schon der Klang seiner Stimme berückte. Und wie sprach er aus, wie modulierte er, wie folgte er dem Gedankengang des Autors! Die Sätze standen plastisch vor einem, und

Digitized by Google

oft glaubte man die Sprache des Dichters in Musik gesetzt zu hören.

Nie vergesse ich den Eindruck, den die Gellertschen Fabeln auf mich gemacht haben, die ich kaum wieder zu erkennen meinte, als er sie vorlas. Er bevorzugte die Klassiker, vernachlässigte aber keineswegs die moderne Literatur und war dankbar dafür, wenn man ihm ein neues, interessantes Werk brachte.

Als der englische Schriftsteller Sidney Whitman ihm sein Buch „Das kaiserliche Deutschland" zuschickte, mit der Bitte, es durchzusehen, las er es sofort und schrieb ihm seinen Dank dafür, daß er die Hohenzollern so gerecht beurteilt habe. Dieser Brief ist in der nächsten Auflage des Werkes abgedruckt worden. Gern beschäftigte er sich mit Treitschke und las uns sogar einmal einige Essays von ihm über Goethe und Schiller vor. Naumanns „Illustrierte Geschichte der Musik" ist ein ziemlich dickleibiges Werk, dessen Lektüre für einen vielbeschäftigten Laien immerhin eine Aufgabe bedeutet. Dennoch verlangte er es von mir, als ich bei Gelegenheit eines Gespräches über Pergolese etwas daraus zitiert hatte, und zu meiner größten Verwunderung erfuhr ich bald darauf, daß er es auch wirklich gelesen hatte.

„Ich glaubte immer, daß die Italiener den Kontrapunkt erfunden hätten," sagte er, ein Gespräch darüber anknüpfend, „und nun erfahre ich, daß es die Niederländer waren."

Wenn der Feldmarschall vorgelesen hatte, war das gewöhnlich eine Entschädigung dafür, daß er die Seinen am Abend verlassen mußte. War er jedoch nicht zu Hof befohlen, so blieb er fast immer zu Haus, beantwortete Briefe, hörte der Musik zu, spielte Whist oder legte sich,

Digitized by Google

wenn einmal niemand zum Unterhalten da war, mit ganz kleinen Karten eine Patience. Jedenfalls war es ihm unmöglich, untätig zu bleiben. „Schläft der König, so regiert er nicht," pflegte er zu entgegnen, wenn man ihn veranlassen wollte, sich einmal etwas Erholung zu gönnen.

Um elf Uhr gewöhnlich zog er sich zurück und begab sich dann gleich zur Ruhe.

Digitized by Google

V.

Beim Whist.

Die tägliche Whistpartie war dem Feldmarschall ein Bedürfnis. Sie gab ihm nach des Tages Sorgen und Geschäften Ablenkung und Beruhigung.

Regelmäßig bald nach sieben Uhr wurde ihm gemeldet, daß der Spieltisch bereit sei, und er ließ dann nie auf sich warten. Zu Frau von Burts Zeiten pflegte man in ihrem Salon zu spielen, später in dem, neben dem Musiksalon gelegenen Zimmer.

Den Stamm der Partie bildeten in früheren Zeiten stets Frau von Burt, ihr Sohn und Herr Fritz von Moltke, der kranke Bruder des Feldmarschalls, später die Neffen oder ihre Gattinnen; außerdem wurden häufig Gäste hinzugezogen, da der Feldmarschall nicht gern mit dem Strohmann spielte. Am häufigsten fanden sich ein: Graf Bethusy-Huc, der bekannte Parlamentarier, der später der Schwiegervater des ältesten Neffen, Herrn Wilhelm von Moltke, wurde, Geheimrat Balhorn, Geheimrat von Pommer-Esche, Exzellenz von Patow, Graf Waldersee, gelegentlich auch Herr von Webský, ein Gutsnachbar von Creisau, der im Winter sehr oft in Berlin war. Auch Damen kamen zum Whist. So die liebenswürdige Gattin des Grafen Bethusy-Huc, die Gräfin Oriola, eine Tochter

Digitized by Google

der berühmten Bettina von Arnim, Exzellenz von Patow, und die alte Exzellenz von Pommer-Esche.

In den letzten Lebensjahren des Feldmarschalls stellten sich auch Kaiser Wilhelm II., sowie der Erbprinz und die Erbprinzessin von Meiningen bisweilen zum Whist im Generalstabsgebäude ein.

Wenn Not am Mann war, wurden auch wohl Kräfte herangezogen, die sonst nur als Zuschauer am Spieltisch sich aufzuhalten pflegten. So ist mir selbst einige Male die Ehre zuteil geworden, für einen fehlenden Aiden einzutreten zu dürfen, und der Feldmarschall amüsierte sich dann gewöhnlich über meine guten Karten und mein schlechtes Spiel.

Als ich das erste Mal aufgefordert und gefragt wurde, ob ich Whist spiele, antwortete ich: „Nein. Aber ich spiele Preference und würde mich leicht hineinfinden, wenn Exzellenz mir sagen wollten, was höher ist, der König oder die Zehn."

„Na, das wird hübsch werden!" sagte er lachend, forderte mich aber doch mit seiner typischen Handbewegung in der liebenswürdigsten Weise auf, mich hinzusetzen und eine Karte zu ziehen.

Das Glück war mir günstig, ich wurde sein Aide. Durch häufiges Zusehen hatte ich schon herausbekommen, welche Gewohnheiten er beim Spiel hatte und wußte vor allem, daß er schlechtes Spielen entschuldigte, nicht aber langsames. Ich paßte also hübsch auf, und die guten Karten, die ich bekam, rissen mich immer wieder aus der Verlegenheit.

Infolgedessen gewannen wir die Partie, was mir sehr angenehm war, weil er, wenn er verlor, gern seinen Aiden dafür verantwortlich machte. Dennoch entließ er mich, als

Digitized by Google

die Partie zu Ende war, mit der Bemerkung: „Beethoven spielen Sie besser.“

Der Feldmarschall verlor nicht gern beim Spiel, und es wurde deshalb von den Familienmitgliedern nach Möglichkeit so eingerichtet, daß er zu seiner Zufriedenheit abschnitt. In ihrer zärtlichen Liebe hatte ihm schon seine verstorbene Gattin diese kleine Schwäche abgelauscht und hielt es deshalb nicht für unerlaubt, im Interesse seiner guten Laune ein bißchen zu seinen Gunsten zu mogeln.

Dieses Verfahren hat dann im Hause Schule gemacht, und wenn es sich beim Spiel nicht anwenden ließ, ohne daß er es merkte, so wurde es bei der Abrechnung ausgeübt, bei der es sich stets um minimale Summen handelte.

„Es ist doch merkwürdig, daß ich trotz meiner schlechten Karten noch gewinne,“ sagte er dann wohl einmal etwas bedenklich; dabei aber blieb es.

Es wurde regelmäßig um einen halben Pfennig der Point gespielt. Selbst wenn er mit dem Kaiser spielte, trat keine Erhöhung ein. Es wurde stets bar ausbezahlt, aber der Umsatz war unter diesen Umständen nicht bedeutend. Ein einziges Mal hatte er es auf 40 Pfennige gebracht und freute sich kindlich darüber.

„Brauch' ich nur 20 Pfennige zuzulegen und habe eine Droschke,“ sagte er schmunzelnd.

Bei schlechtem Wetter nämlich ließ der Feldmarschall nie seine eigenen Pferde anspannen. Er nahm dann eine Droschke, und zwar eine zweiter Güte, wie jedermann in Berlin wußte.

Als er einmal in einer Droschke nach Hause gefahren war und bezahlen wollte, legte der Kutscher die Hand an den Hut und sagte: „Exzellenz, es war mir eine Ehre.“

Digitized by Google

„Aber, lieber Mann," wandte der Feldmarschall ein, „Sie müssen doch selbst das Fahrgeld Ihrem Herrn abliefern."

„Nee, Exzellenz, ick bin selbst der Herr," rief der Rosselenker stolz von seinem Bock herunter, hieb auf seinen Gaul ein und fuhr davon.

Der Feldmarschall hatte sich jedoch die Nummer gemerkt und schickte ihm sein Bild mit eigenhändiger Unterschrift.

Das mußte sich nun bald herumgesprochen haben. Denn schon wenige Tage darauf erzählte die Nichte des Feldmarschalls, Frau Liza von Moltke, bei Tisch:

„Denke dir mal, Onkel, als ich heute nach Hause fuhr, machte der Kutscher ein ähnliches Manöver, wie neulich bei dir. Er fragte, ob ich deine Nichte sei und wollte kein Geld nehmen."

„Ja," antwortete der Feldmarschall mit schelmischer Galanterie, „er will dein Bild von dir haben!"

Die Whistpartie dauerte manchmal nur anderthalb, meist aber über zwei Stunden. Es hing davon ab, wie die Touren herauskamen — denn der Feldmarschall liebte es, alle Touren durchzuspielen —, oder auch davon, ob er sich schon genügend erholt fühlte. Öfters kürzte er die Partie, der Musik wegen, ab, z. B. wenn wir im Musiksalon ein neues Stück probierten, das ihn interessierte.

Eine Spezialität des Feldmarschalls war eine Tour, die nur bei ihm gespielt wurde und „Schwarze Dame" hieß. Sie wurde regelmäßig viermal an jedem Abend wiederholt, erregte immer lebhafte Heiterkeit und pflegte die Partie zu beschließen.

Moltke war kein hervorragender Whistspieler; denn

Digitized by Google

obwohl das Spiel überhaupt nur unternommen wurde, um ihn zu zerstreuen, waren seine Gedanken doch immer mehr bei seinen Arbeiten als bei den Karten. Wenn er außer dem Hause spielte, verlor er deshalb nicht selten. So hat ihm Kaiser Alexander II. von Rußland in Petersburg manchen Imperial abgenommen.

Sein Geist arbeitete auch während des Spieles unermüdlich fort und spann die Fäden weiter, die er vorher angeknüpft hatte.

Der spätere Botschafter in Rom, Herr von Keudell, und seine Frau waren kurz nach Beendigung des französischen Krieges einmal zum Whist erschienen. Vor dem Spiel erhielt der Feldmarschall eine Depesche, die er wider seine sonstige Gewohnheit laut vorlas: Von der deutschen Besatzung in Sedan hatte sich ein Soldat allein aus der Festung herausgewagt und war ermordet worden.

Dann setzten sich die Herrschaften zum Spiel, und die Partie nahm ihren gewöhnlichen Lauf. Plötzlich legte er, nachdem schon längere Zeit gespielt worden war, mitten in einer Tour die Karten nieder, und sagte, ohne daß inzwischen ein Wort über den Fall gesprochen worden wäre:

„Ich begreife nicht, daß die Unserigen nicht einsehen wollen, daß sie in Feindesland stehen. Wie konnte der Mann es wagen, sich allein zu entfernen."

Dann nahm er die Karten wieder auf und spielte weiter.

Noch charakteristischer ist, daß einer der wichtigsten Befehle im Kriege 1870/71 von ihm zwischen den einzelnen Touren einer Whistpartie abgesandt worden ist.

Moltke saß eben beim Spiel, als des Abends in

Digitized by Google

Bar-le-Duc jene verhängnisvollen Meldungen eintrafen, die zur Unterbrechung der Märsche unserer Armee auf Paris und zum Abmarsch in der Richtung auf Sedan führten. Der Befehl dazu war bereits ausgearbeitet; Moltke ging zum König, der ihn genehmigte, er wurde abgesandt und dann die Whistpartie fortgesetzt, während draußen sich die Katastrophe von Sedan vorbereitete.

Digitized by Google

VI.

Die Musikabende.

Unmittelbar nachdem der Feldmarschall vom Whisttisch aufgestanden war, begab er sich in das Musikzimmer, wo er uns meist schon bereit fand. War das nicht der Fall, so forderte er mich auf:

„Wollen wir nicht etwas Musik machen?"

„Was möchten Exzellenz heute hören?"

„Ach, spielen Sie, was Sie Lust haben."

Hierauf setzte er sich in eine Sofaecke, und zwar immer in dieselbe, rechts dem Flügel gegenüber, so daß er die Spielenden sehen konnte, schlug die Beine übereinander und rückte sich, so bequem wie möglich, zurecht. So blieb er oft halbe Stunden lang sitzen, ohne sich zu rühren, und lauschte mit gespannter Aufmerksamkeit der Musik.

Nie habe ich bei einem Zuhörer eine so feine Empfänglichkeit beobachtet wie bei dem Feldmarschall. Er hatte ein ursprüngliches Urteil und traf stets den Nagel auf den Kopf, wenn er sich einmal zu einer Kritik herbeiließ, die, selbst wenn sie ungünstig ausfiel, doch immer durch Wohlwollen gemildert war. Modulatorische Härten empfand er sofort und ebenso, wenn der Titel eines Musikstückes sich nicht mit dem Inhalte deckte.

Sein Gehör war ungewöhnlich scharf und zart. Die hohen Töne auf der Geige nahe dem Stege waren ihm

Digitized by Google

unsympathisch, fehlerhafte Stimmbildung beim Sänger fiel ihm immer auf. Schöne, warme, ausdrucksvolle Alt- oder Baßstimmen liebte er am meisten, und einen Bariton zog er der Tenorstimme vor. Als er aus Petersburg zurückkam, wohin er bald nach dem Kriege Kaiser Wilhelm I. begleitet hatte, schwärmte er förmlich von den wunderbaren Bässen, die er in den Chören der Isaakskirche gehört hatte.

In der Instrumentalmusik bevorzugte er die Geige, als die natürliche Trägerin der Melodie, aber gerade bei ihr war er deshalb auch am allerempfindlichsten. Infolgedessen vergingen verschiedene Jahre, bis sein Neffe Wilhelm, der doch bereits ein tüchtiger Geiger war, es wagte, sich vor ihm hören zu lassen.

Mit seinem klaren Verstande und seinem scharfen Blick für das Wesentliche verlangte er auch von einem Musikstück Klarheit und Knappheit. War eine Komposition gekünstelt oder verworren, daß er den Faden verlor, so mochte er sie nicht und ließ sich nicht dazu bekehren, und wenn man zwanzigmal versuchte, sie ihm, um anderer Schönheiten willen, näher zu bringen.

So ist es, trotz vielfacher Versuche, niemals geglückt, ihn mit Brahms zu befreunden. Oft spielten wir ihm Stücke von diesem Komponisten vor, ohne ihm vorher dessen Namen zu nennen, um auf diese Weise etwas einzuschmuggeln. Wir hatten aber nie Glück damit. Er merkte es sofort.

„Aha, Brahms!“ sagte er, und unser Versuch war ins Wasser gefallen.

Nicht besser erging es uns mit dem Wagner der späteren Zeit. Schon bei „Tristan“ fing er an, bedenklich das Haupt zu schütteln, von den „Nibelungen“ ließ er

Digitized by Google

sich höchstens einige Szenen aus der „Walküre“ gefallen, der dritte Akt der „Meistersinger“ aber machte ihn geradezu nervös.

„Nein, da lobe ich mir den Reichstag, da kann man doch wenigstens Schluß beantragen,“ flüsterte er in der Pause seiner Schwester zu, die er aus Liebenswürdigkeit in eine Aufführung begleitet hatte.

Die Melodie in der Komposition war ihm immer die Hauptsache, aber auch sie mußte gesund sein und einfach, ich möchte sagen, keusch.

So konnte man ihm z. B. mit Field, Mendelssohn, Schubert, Kiel oder Draesecke mehr Freude machen als mit Chopin, der doch so außergewöhnlich melodiös ist. Es war ein „Je ne sais quoi“ in Chopin, das den Feldmarschall befremdete.

Nur den Trauermarsch hörte er gern, obwohl er den aus der Beethovenschen As-dur-Sonate, den er über alles liebte und nicht oft genug hören konnte, wesentlich höher stellte.

Kaiser Wilhelm II. hat seine zarte Rücksichtnahme auf alle Neigungen des Feldmarschalls noch nach dessen Tode bei der Beisetzung in Creisau dadurch betätigt, daß er den Trauerzug von zwei Musikkapellen erwarten ließ, die den Sarg mit den Klängen dieser abwechselnd gespielten beiden Trauermärsche zur Gruft geleiteten.

Der Trauermarsch aus der As-dur-Sonate war dem Feldmarschall überhaupt eines der liebsten Musikstücke.

„Mir ist, als hörte ich das Schluchzen der Trauernden und den gedämpften Klang der Trommeln,“ hat er öfter dabei gesagt.

Selbst die großartigen Trauermärsche aus der „Eroica“

Digitized by Google

und dem „Siegfried" vermochten dagegen nicht aufzukommen, obwohl ich oft meinen ganzen Ehrgeiz darein gesetzt habe, ihn für sie zu gewinnen.

Merkwürdig ist es übrigens, daß auch Fürst Bismarck gerade für diesen Trauermarsch der As-dur-Sonate eine außerordentliche Vorliebe gehabt hat.

Des Feldmarschalls Lieblingskomponisten waren Mozart und Beethoven, daneben Bach, Haydn, Mendelssohn, Schubert und Schumann. Auch Löwesche Balladen schätzte er hoch, und von Liederkomponisten außer den genannten noch Robert Franz. Sehr empfänglich war er für heitere Musik. So konnte ihn der Humor in den Haydnschen Quartetten in die fröhlichste Stimmung versetzen, und er gehörte zu den dankbarsten Verehrern Lortzings. Den „Wildschütz" hat er sich oft angehört, obwohl er im allgemeinen ein seltener Gast im Opernhause war.

Auch in öffentlichen Konzerten sah man ihn nicht oft, er genoß die Musik am liebsten bei sich zu Hause. In seiner Sofaecke sitzend, konnte er stundenlang zuhören, und unzählige Male bin ich, namentlich in seinen letzten Lebensjahren, ganze Abende hindurch allein mit ihm im Musiksalon gewesen, wenn die Seinigen gesellschaftlichen Pflichten nachkommen mußten.

Das waren die schönsten Stunden meines Lebens. Wie oft habe ich gewünscht, daß auch andere ihn da hätten sehen und beobachten können. Nirgends gab er sich so ganz als Mensch wie hier. Nirgends fand sich eine Gelegenheit, ihm so ins Herz zu blicken. Keinen höheren Genuß habe ich je gekannt, als ihm beim Spielen und während der Gespräche, die sich daran knüpften, ins Auge zu blicken. Unwillkürlich studierte ich dabei seinen Kopf. Aber wenn ich glaubte, jede Falte in seinem Ge-

Digitized by Google

Norderney.

Zeichnung von Helmuth von Moltke.

Digitized by Google

Digitized by Google

sicht zu kennen, kam wieder etwas Neues, und ich mußte mein Studium von vorn anfangen.

Die Slaven nennen den Menschen czolowiek (hochpolnisch czlowiek) — Stirn des Jahrhunderts. Mir war diese Bezeichnung bis dahin immer unerklärlich gewesen. Die erhabene, freie Stirn Moltkes aber hat sie mich verstehen gelehrt; denn sie erzählte, was er seinem Jahrhundert bedeutete. Man sah förmlich seine Gedanken hinter der hohen Stirnwand arbeiten. Der Ausdruck seines Willens war von ihr abzulesen, und wenn er dann gar seine scharfen Augen auf den Gegenüberstehenden richtete, dann hätte ich den sehen mögen, der ihm zu widersprechen gewagt hätte!

Noch eine gewaltige Waffe hatte er. Das war ein Zug von so feiner Ironie und vernichtendem Sarkasmus um die Mundwinkel, daß jeder die Waffen strecken mußte, den er traf. Und doch, trotz aller Hoheit und Mächtigkeit, welche Fülle von Herzensgüte und Gerechtigkeit sprach aus seinen Augen; aus diesen Augen, die ich immer vor mir sehe und von denen ich noch heute, zwölf Jahre nach seinem Tode, träume! Diese Erinnerung ist ein Eigentum, das niemand mir rauben kann.

Und wie der Kopf, so war auch die Hand Trägerin unerschöpflicher Offenbarung. Sie sagte bei ihm mehr, als bei tausend anderen das Antlitz. Diese lange, schmale, vornehme, blasse, energische Künstlerhand, an der die Maler und Bildhauer sich begeisterten. Ich habe Lenbach selbst einmal bei der Betrachtung beobachtet, und noch andere Meister, wie Graf Harrach, Angeli von Deutsch usw., haben es sich zur Aufgabe gestellt, sie im Bilde genau zu verewigen. Auch die Plastik hat die Formen dieser ungewöhnlichen Hand der Nachwelt erhalten. Siemering hat sogar

Digitized by Google

einen Abguß über der Natur von ihr gemacht, wie sie die Feder zum Schreiben hält.

Und wie Kopf und Hand war seine ganze Persönlichkeit, so daß es mir begreiflich wurde, wie die Kunst darauf kommen konnte, Christus mit einem Glorienschein zu malen. Wenn die geistige Kraft in solcher Fülle aus einer Gestalt herausstrahlt, wie soll die Kunst sich helfen, um das wiederzugeben? So schien mir stets ein Glorienschein die Persönlichkeit meines einsamen Zuhörers zu umgeben.

Welcher Friede strahlte von der Harmonie seines Wesens aus, bei dem sich Denken und Handeln immer deckten. In seiner Nähe fand man sich wieder, wenn einen das Schicksal gepackt hatte. Seine geistige Kraft ging auf den über, der mit ihm sprach. Ich konnte noch so abgespannt sein, ein Wort von ihm erfrischte und belebte mich, und wenn er mir die Hand reichte, durchrieselte es mich, als wenn ein elektrischer Strom durch meinen Körper geleitet würde.

Konnte es anders sein, als daß ich in diesem Manne mein Ideal erblickte, und in dem Streben, ihm zu dienen, die Aufgabe meines Lebens! Mußte ich dieser Persönlichkeit nicht meine eigene zum Opfer bringen, in ihr aufgehen und mich selbst vergessen? Wo er war, da war mein Glück, und ich glaube mit heiliger Überzeugung daran, daß ich ihn im Jenseits wiederfinden werde.

So saß ich oft stundenlang am Klavier, von einem ins andere kommend, bis die Seinigen heimkehrten und er sich zurückzog. Unermüdlich hörte er zu und war für alles empfänglich, was bedeutend war, ganz gleich, ob es altitalienische oder neufranzösische, klassische oder romantische Musik war.

Zuweilen nur unterbrach er das Spiel und fragte nach

Digitized by Google

diesem oder jenem Komponisten, der ihm weniger bekannt war. Es entspann sich dann wohl ein längerer Gedankenaustausch, bei dem sein großes Interesse für die Kunst und die Künstler so recht zutage trat. Oft führte auch die heitere Musik zu heiteren Gesprächen, und der Feldmarschall hörte gern zu, wenn ich ihm Künstleranekdoten erzählte.

War er schon befriedigt, wenn ich ihn mit meiner Musik zu unterhalten versuchte, welche Freude bereitete es ihm erst, wenn auch seine Neffen da waren und mit ihrem Gesang und talentvollen Spiel das Programm bereicherten.

Wie sehr er den Bariton des Herrn von Burt geschätzt hat, wurde bereits erwähnt. So lange dieser Neffe bei ihm im Hause war, ist selten ein Tag vorübergegangen, ohne daß er gesungen hätte, manchmal stundenlang, mit immer frischerer Entfaltung seines prächtigen Talentes.

Besonders gern hörte sein Onkel von ihm Schumanns „Flutenreichen Ebro", den „Wanderer" von Schubert, den Beethovenschen Liederzyklus „An die ferne Geliebte" und das Lied „In questa tomba."

Auch als Klavierspieler war Herr von Burt tüchtig, und oft gingen wir schon, während die übrige Gesellschaft noch bei der Whistpartie saß, in den Musiksalon, um vierhändig zu spielen. Dabei wurden nicht nur sämtliche Stücke des klassischen Repertoires, Sinfonien, Ouverturen, Klavier- und Orgelkonzerte usw. berücksichtigt, sondern auch alle neuen Erscheinungen von Bedeutung.

Der Feldmarschall ließ dann nie lange auf sich warten. Auch die übrigen Familienmitglieder fanden sich darauf im Musikzimmer ein, und es entwickelte sich förmlich ein kleines Konzert, bei dem das Publikum so andächtig lauschte, daß es für die Vortragenden eine Lust war.

Digitized by Google

In den älteren Zeiten wurden die Kosten der musikalischen Unterhaltung an diesen Familienabenden meist von uns beiden allein bestritten. Nur zuweilen wurde der eine oder andere geschätzte Dilettant hinzugezogen, wie Graf Otto von Moltke, ein entfernter Verwandter, der in der Familie der „schwarze Moltke" genannt wurde, weil er nicht blond war, wie die anderen, Graf Karl Pückler, Herr August von Thaden, Herr Dr. von Schelling, der Sohn des Ministers, und Herr von Jagow als Klavierspieler, Hauptmann Reinhold, ein vortrefflicher Cellist, Legationsrat Gerlich, der prachtvoll Bratsche spielte, der Geiger, Leutnant Lietzmann[1], und als Sängerinnen Frau von Rohr-Levetzow und Gräfin Emmy Bethusy-Huc.

Später, als die Herren Wilhelm und Helmuth von Moltke hinzutraten, wurde das Programm der Hausmusik reichhaltiger. Da wir in ihnen einen vortrefflichen Geiger und einen nicht minder tüchtigen Cellisten zur Verfügung hatten, war es uns möglich, auch die Kammermusik zu pflegen.

Als wir unser erstes Trio eingeübt hatten, — es war das G-dur-Trio von Haydn — und es zum ersten Male vorspielten, war das ein Ereignis im Hause, das dem Feldmarschall große Freude bereitet hat. Von Haydn ging es zu Mozart, zu Beethoven, zu Schubert und endlich auch an neuere Meister, wie Friedrich Kiel und Niels Gade.

Auch als Solisten betätigten sich die beiden Herren, seinem Neffen Wilhelm hatte der Feldmarschall eine wundervolle, echte Steinergeige geschenkt, die früher im Besitz der Gräfin Brühl gewesen, und auch sein Neffe Helmuth, der seinem älteren Bruder auf dem Cello nacheiferte,

---

[1] General Lietzmann, Chef der Kriegsakademie.

Digitized by Google

wußte ungewöhnlich schöne Orgeltöne aus seinem Instrument hervorzuholen.

War größere Gesellschaft im Hause, so trat unser Trio freilich zurück. Nicht seiner Leistungen wegen, die sich überall hätten hören lassen können, sondern weil die Herren zu meinem Bedauern zu bescheiden waren. Auch Herr von Burt sang dann sehr selten und ließ den sangeskundigen Gästen, wie dem Grafen Hochberg, dem Grafen Dankelmann, Herrn Senfft von Pilsach u. a., den Vortritt.

Zu diesen Abenden wurden regelmäßig Künstler hinzugezogen, und es gab im Generalstabsgebäude Konzerte, wie sie kaum irgendwo zu hören waren. Joachim spielte, Frau Joachim sang, de Ahna und Hausmann traten in den Trios ein, mitunter ließen sich auch auswärtige Kräfte hören, wie Wilhelmi, der Altoviolaspieler Remmele aus Dresden und der Klaviervirtuose Heymann.

Zuweilen wurde zwischen die Musik Deklamation eingeschoben, und es kam vor, daß wir ganze Szenen aus dem „Manfred" mit Richard Kahle aufführten. Diesen Schauspieler hörte der Feldmarschall überhaupt gern deklamieren. Er wurde häufiger zu Gesellschaften eingeladen und nie entlassen, ohne das „Seegespenst" von Heine deklamiert zu haben.

Die Heineschen Dichtungen liebte Moltke, obwohl er für ihren Autor keine Sympathien hegte. Schon 1829 schrieb er an seinen Bruder Ludwig:

„Mit großem Vergnügen lese ich eben jetzt Heines Reisebilder, von denen ich Dir erzählte. Sie sind wirklich ganz vortrefflich und voller Geist und Witz. Recht schade, daß die Persönlichkeit des Verfassers nicht etwas hübscher durchbricht, denn ein gänzlicher Atheismus und

Digitized by Google

eine ebenso große Eitelkeit wie Unzufriedenheit sind unverkennbar."

Zu den Gästen der Musikgesellschaften gehörten fast immer die Fürstin Radziwill, Graf Waldersee und Gemahlin und in der letzten Zeit auch der Erbprinz und die Erbprinzessin von Meiningen. Häufiger kamen auch der damalige amerikanische Gesandte Mr. Bancroft, der griechische Gesandte Rhangabé und der englische Militärbevollmächtigte Lord Methuen, der später bekannt gewordene Feldherr aus dem Transvaalkriege, der damals als Militärattaché in Berlin sehr beliebt war und für Errettung eines Knaben aus dem Wasser von Kaiser Wilhelm I. persönlich die Rettungsmedaille erhielt.

Joachim habe ich nie großartiger spielen hören als in diesen kleinen Gesellschaften. Er fühlte offenbar, daß seine Kunst dem Feldmarschall besonders sympathisch war, und dies begeisterte ihn. Je länger er spielte — und er ließ an einem Abend im Generalstabsgebäude oft mehr hören als sonst in drei Konzerten —, um so wärmer und inniger wurde er. Als letztes Stück mußte er stets das „Abendlied" von Robert Schumann spielen, das Moltke „unseren musikalischen Zapfenstreich" zu nennen pflegte.

Selten reichte der Feldmarschall jemand die Hand; er liebte das nicht und tat es auch beim Begrüßen und Verabschieden nur ausnahmsweise. Joachim aber entließ er nach dem Spiel nie ohne einen Händedruck, und auch mir wurde oft diese Auszeichnung zuteil.

Von jeher war Moltke ein Freund des Violinspiels. Frau von Burt erzählte mir, daß er in jungen Jahren englische und französische Übersetzungen gemacht habe, um sich die Mittel zu erwerben, Theater und Konzerte besuchen zu können, und daß er Vorträge berühmter Violinvirtuosen nie

Digitized by Google

versäumte. Die Gestalt Paganinis hat ihn immer lebhaft interessiert. Als er am 1. Dezember 1841 Paganinis berühmtesten Schüler, Sivori, gehört hatte, schrieb er noch in der Nacht nach dem Konzert an seine Braut einen Brief, der eine förmliche kleine Paganini-Novelle enthält.

Den Brief machte Herr von Burt nach des Feldmarschalls Tode Professor Joachim zum Geschenk, mit dessen Erlaubnis er nachstehend zum ersten Male in facsimile wiedergegeben wird.

„Berlin, den 1. Dezember 1841.

Es ist schon 11 Uhr, aber ich will Dir doch noch etwas vorplaudern. Ich komme eben aus einem Konzert im Opernhause und bin noch ganz voll davon. Ein gewisser Sivori — Schüler Paganini's — Erbe seiner Geige — spielte. — So was habe ich nie gehört! — Aber mit der Geige hat es auch seine eigne, geheimnisvolle Bewandtnis.

In Italien lebte vor 60 Jahren ein Mann, der schon als Jüngling von auffallender Häßlichkeit war. Das lange, rabenschwarze Haar hing wild und starr um sein gelblich bleiches Gesicht. Sein Antlitz glich dem ausgebrannten Krater eines Vulkans, und die Züge waren regungslos, bis die Leidenschaft sie bewegte. Dann verzerrten sie sich bis zur Wildheit: Das Sprühen der dunklen Augen verriet die Glut seines Innern, wie das Feuer des Ätna unter einer Decke von Schnee lodert. Ein solches Gemüt war nicht gemacht, um der Welt zu gefallen; die Männer haßten, die Frauen verschmähten ihn, und er war allein — ganz allein in der Welt.

Wie jeder Mensch irgend eine Fähigkeit besitzt, die ihn für die Abwesenheit der übrigen entschädigt, so hatte

Digitized by Google

Pietro die Gabe der Musik. In seinem Häuschen zu Ravenna wanderte er die Nächte auf und ab und geigte schmerzliche Melodien. Einst öffnete er um Mitternacht die mit Oelpapier verklebten Fenster und schaute hinaus in den klaren Himmel voll Sterne, von denen, so viele ihrer waren, noch nicht einer ihm je gelächelt hatte. Da hörte er ganz nahe Beifallklatschen von zarten Händen. Es war die schöne Aniella, seine Nachbarin. Dasselbe wiederholte sich in den folgenden Nächten, und bald entflammte Pietro in heißer Liebe für das junge, reiche, schöne Mädchen; und nicht bloß seine Geige, sondern seine melodische Stimme wurde der Dolmetsch seiner Gefühle. Es entwickelte sich bald ein Verhältnis zwischen Beiden, — aber Aniella hatte ihn nur gehört, und er zitterte vor dem Augenblick, wo sie ihn sehen würde.

Jemand hat sehr richtig bemerkt, daß die Männer das Herz durch die Augen, die Frau durch die Ohren verlieren. Aniella liebte ihn und hätte ihn doch geliebt, wäre er noch zehmal garstiger gewesen. — Aber der Italiener konnte es nicht glauben, und mit einer stürmischen Neigung wuchs eine wütende Eifersucht in seinem Herzen auf. Er mißtraute allen, sich selbst und seiner Geliebten, und quälte sie in dem Maße, wie er sie vergötterte. Ihre Schwüre, ihre Beteuerungen, ihre Klagen und Vorwürfe waren ihm nur Beweise ihrer Schuld, und wenn er ihre Untreue für erwiesen hielt, fühlte er sich so grenzenlos unglücklich, daß er sich zwang, ihren Beteuerungen zu glauben — um nicht zu verzweifeln.

Ich weiß nicht, welcher hämische Zufall in einer unglücklichen Stunde den Schein wirklicher Untreue auf sie

Digitized by Google

warf. Nur so viel ist bekannt geworden, daß Aniella von einem Stilett durchbohrt gefunden wurde und Pietro sich den Gerichten übergab, um ein Leben zu enden, das er nicht mehr tragen konnte.

Aber so gut sollte es ihm nicht werden; man schickte ihn auf die Galeeren. Da er zu schwach für die schwere Arbeit war, so sperrte man ihn in einen einsamen Kerker. Die Nacht sank herab, und schreckliche Gestalten senkten sich von den Gewölben nieder, sie drängten sich drohend um sein Strohlager, sie streckten blutige Krallen nach ihm aus, er tat einen Schrei, niemand hörte ihn. Die Gesellschaft des elendsten Verbrechers, die eines Hundes wären Wohltat für ihn gewesen, aber er war allein — ganz allein.

Doch nein! Seine Geige war ihm geblieben. Er ergreift sie krampfhaft und kaum berührt er mit dem Bogen die Saiten, so erklingen sie wunderbar lieblich, klagend, vorwurfsvoll, begütigend, verzeihend. Es war die Stimme Aniellas, ganz wie sie ihn so oft beruhigt und ermahnt, wie sie ihm geschmeichelt und wie sie geweint hatte. Es war ihm klar, daß Aniellas Seele in seine Geige gefahren war. Es schien ihm, daß ein Teil seiner Schuld schon durch sein maßloses Elend gesühnt sei, daß die Hingeschiedene, welche jetzt bei ihm war, die zu ihm sprach und die er, verkörpert in seinem Instrument, umfaßte, ihm Vergebung verheiße. — Da riß eine Saite, eine zweite und eine dritte, ein Jammerton hallte von den kahlen Gewölben nieder, — es war der Todesseufzer der Gemordeten. — Erschöpft sinkt der Unglückliche auf seine Streu zurück, Betäubung, nicht Schlaf umfängt seine Sinne und hüllt ihn in Bewußtlosigkeit, den letzten Trost des tiefsten Leides.

Digitized by Google

Am folgenden Tage fleht der Gefangene mit seltsamem Ungestüm den Schließer an, ihm drei Violinsaiten zu verschaffen. Sein ganzes Wohl und Weh hängt an ihrem Besitz, aber er hat kein Geld, um das Mitgefühl des harten Menschen zu erkaufen, keine Worte, um ihn zu gewinnen. Trauernd betrachtet er sein liebes Instrument. Nur die G-Seite ist ihm geblieben. Aber gerade diese zaubert ihm die tiefe Altstimme seiner Geliebten hervor. Die ganzen Tage sitzt er regungslos vor sich hinstarrend da, aber wenn die Nacht ihre Schatten herabsenkt, dann greift er zu der einzigen Trösterin seines Elends und geigt, von niemand gehört, die wunderbarsten Melodien. Dreimal komponierte er die schauerliche Melodie des Liedes:

Das Glück, das einst mich hegte,
Ist meiner Brust ein Dorn.
Die Liebe, die mich pflegte,
Ist meinem Schmerz ein Sporn.

O! Wende deinen Spiegel
Erinnerung jener Zeit,
Und drücke, Nacht, dein Siegel
Auf die Vergangenheit!

Die heiße Träne zittert
Auf meine Brust herab,
Mein Leben ist verbittert
Ich — wünsche mir das Grab.

So geigte er viele lange Nächte. Durch lange Übung besiegte er jede Schwierigkeit seines unvollkommenen Instrumentes. Was andere auf vier Saiten nie geleistet, das brachte er mit Leichtigkeit auf einer hervor. Er strich die Melodie mit dem Bogen und spielte das Piccicato mit den Fingern, die Flageoletttöne, die Läufe und Sprünge, das Schleifen der Töne und die schwie-

Digitized by Google

rigsten Übergänge beherrschte er mit der unglaublichsten Leichtigkeit. Er geigte zehn Jahre lang, ohne daß ein Mensch ihn gehört hätte, und als vollendeter Meister trat er aus der dumpfen Gefängniszelle in die weite, sonnige Welt zurück.

Dort nahm er einen fremden Namen an und reiste in ferne Länder. Eine tiefe Scheu hielt ihn lange ab, den Menschen sein Gefühl zu offenbaren; denn die Töne seiner Geige sprachen deutlicher als Worte von dem Zustand seiner Seele. Aber die Not zwang ihn, sein Talent in die Münze zu tragen. Bald erfüllte der Name Paganini die Welt. Tausende strömten in die goldenen Opernsäle, um den wunderbaren Fremdling zu hören. — Da stand er leichenblaß, abgespannt, bis der erste Bogenstrich ihn und die Menge beseelte. — Ihr stürmischer Beifall ließ ihn kalt. — Zerstreut nur blickte er auf die tausendköpfige Hydra des Publikums, seine Seele war anderswo und versenkte sich in ihm selbst, sobald der letzte Klang seiner Saiten verhallt war. — Der von allen gefeiert war, eilte schüchtern und menschenfeindlich in seine Einsamkeit zurück. Dort überzählte er die Goldhaufen, die seine Schatulle füllten, aber sie gewährten ihm keine Genugtuung. — Vielleicht war es noch zu wenig. — Er eilt an die Spielbank, setzt alles auf eine Karte und gewinnt und verliert das Zehnfache, ohne daß selbst die Leidenschaft des Spiels die schreckliche Leere seines Gemütes zu erfüllen vermag. Nur seine Geige bleibt sein Trost.

Jetzt sind seine Melodien verklungen. Seine Brust hat ausgeseufzt und seine Gebeine ruhen in einem unbekannten Winkel. Denn als der müde Pilger, der die Qual eines hohen Alters erleben mußte, aus den Ländern,

Digitized by Google

deren Sprache ihm fremd war, zu den Citronenhainen seines Heimatlandes zurück wanderte, verweigerte man ihm zu Rom selbst noch die letzte Wohltat einer geweihten Ruhestätte. — Nur seine Geige ist übrig geblieben, und in derselben wohnt noch heute die Seele der armen Aniella gebannt. —

Kurz, Miezchen, wenn die Geschichte nicht wahr ist, so könnte sie doch wahr sein, und wenn man die Geige hört, so muß man es glauben, und ich wenigstens denke mir die Geschichte so, wie ich sie Dir erzählt. Und weil es jetzt schon weit nach Mitternacht, so will ich Dir nur noch gute Nacht sagen und diese Töne vergessen, von welchen ein nervous gentleman in meiner Nähe ohnmächtig wurde. Aber wenn einer Nerven wie Bindfaden hat, so muß ihn doch so etwas ergreifen.

Nun Adieu, kleine, süße Seele.

Herzlichst der Deinige
Helmuth."

Noch zu meiner Zeit schwärmte der Feldmarschall von Sivori und seinem Lehrer, und ich glaube, daß er sich beim Spiele Joachims jener alten Genüsse aus seiner Bräutigamszeit erinnerte.

Freilich empfand er wohl, daß Joachims Plastik in der Wiedergabe Bachs, seine dramatische Wucht bei Beethoven, seine Grazie und Schönheit des Tones bei Mozart und sein kecker Humor bei Haydn auf einer ganz anderen künstlerischen Höhe stand, als die technische Virtuosität der italienischen Meister, und ich bin überzeugt, daß er meine Anschauung teilte, als ich ihm auf seine Frage, welcher Unterschied zwischen Paganini und Joachim sei, die Antwort gab: „Ein Paganini kann wiederkommen, nicht aber ein Joachim."

Digitized by Google

Einige Jahre lang haben wir für unsere Hausmusik auch einen Damenchor gehabt. Verschiedene Konzerte zu wohltätigen Zwecken, bei denen Dilettanten aus den ersten Kreisen mitwirkten, hatten dazu den Anlaß gegeben. Wir hatten ein Komitee gebildet und suchten nach einem Raum, in dem wir üben könnten. Als der Feldmarschall hiervon durch seine Nichte, Frau Liza von Moltke, erfuhr, stellte er uns sofort den großen Empfangssaal zur Verfügung; hier kamen wir nun an jedem Sonnabend zusammen. Das Komitee bestand aus zehn Damen: der Gräfin Pourtales, Frau von Boyen, geb. Prinzessin Biron, Fürstin zu Stolberg-Wernigerode, Gräfin Arnim, geb. von Bismarck, Exzellenz von Pommer-Esche, Gräfin Oriola, Frau von Rohr-Levetzow, Frau Liza von Moltke, Frau vom Rath und Gräfin Eulenburg.

Die Honneurs des kleinen Vereins machte Frau Liza von Moltke. Ihr Gemahl entwarf die Statuten und übernahm sämtliche Ehrenämter als Schriftführer, Bibliothekar u. s. w. Sie hatten damit eine schwere Last auf sich genommen und uns alle zu größtem Dank verpflichtet. Aber wir erzielten gute Erfolge, und der Zweck, dem Feldmarschall Freude zu machen, wurde erreicht.

Der Chor war über 60 Damen stark und vereinigte in sich nicht nur die lieblichsten Erscheinungen aus der vornehmsten Gesellschaft, sondern auch das vorzüglichste Stimmmaterial. Prinzessinnen ließen sich herbei, im zweiten Sopran zu singen, Trägerinnen der glänzendsten Namen, wie die Fürstin Stolberg-Wernigerode, die Gräfin Harrach, die Komtessen Arco, Frau von Wildenbruch, Gräfin Kanitz, Gräfin Dohna, Gräfin Bernstorff, versammelten sich, und alle hatten nur das eine Ziel im Auge, etwas Tüchtiges zu leisten und dem Feld-

Digitized by Google

marschall ein paar angenehme Stunden zu bereiten. Er ließ denn auch selten eine Übung vorübergehen, ohne uns durch seine Gegenwart zu begeistern, und wenn er den Damen ein „Bravo!“ zurief, so leuchteten die Augen, flammten die Wangen und klopften die Herzen.

Mit diesem Chor veranstalteten wir in jedem Jahre ein öffentliches Konzert zu wohltätigen Zwecken. Das erste Konzert fand in der Kriegsakademie statt zum Besten eines Denkmals für Friedrich Kiel. Es war dies eine besondere Aufmerksamkeit für mich, da Friedrich Kiel, auf dessen Beziehungen zum Feldmarschall wir später noch zurückkommen werden, mein hochverehrter Lehrer und Freund gewesen ist. Wir führten das ganze „Stabat mater“ von Pergolese mit Sopran- und Altsolo, Frauenchor und Orchester auf, einen a capella Chor von Lotti und das Duett zwischen Christus und Petrus aus dem „Christus“ von Friedrich Kiel. Die Soli wurden ausgeführt von Frau Präsident Marie Schultz, Frau von Rohr-Levetzow und den Herren von Willich und von der Marwitz. Das Konzert wurde durch einen Prolog von Wildenbruch eröffnet, den Herr von Barby sprach.

Der Feldmarschall erschien trotz seiner Abneigung gegen solche Veranstaltungen pünktlich im Saale, blieb bis zum Schluß und sagte am anderen Tage bei Tische: „Gestern Abend machte ich die Claque.“

Das Programm unserer Chorausführungen erweiterte sich mehr und mehr und umfaßte schließlich die Literatur von Palestrina bis Woldemar Bargiel. So konnten wir es denn wagen, unser zweites Konzert in der Singakademie zu geben, wo auch der Kronprinz, der spätere Kaiser Friedrich, und der Hof anwesend waren.

Digitized by Google

Diese Aufführung brachte den Armen 6000 Mark. Das dritte Konzert fand im Generalstabsgebäude selbst statt, und zwar vor geladenen Gästen, unter denen sich auch meine hohe Gönnerin, die Fürstin Bismarck, befand.

Aber nicht nur als Zuhörer vermochte der Feldmarschall durch sein tiefes Interesse die Künstler zu begeistern, er gab auch selbst Anregungen. So hat er die Veranlassung dazu gegeben, daß ich die Festkantate zum 90. Geburtstage Kaiser Wilhelms I. komponierte, die allerdings erst nach dem Tode des Kaisers aufgeführt werden konnte.

Eines Abends spielte ich, angeregt durch die Bemerkung des Feldmarschalls, daß der letzte Krieg die nationale Dichtkunst eigentlich nicht sehr stark beeinflußt habe, patriotische Lieder. Da ich sonst außer klassischer Musik höchstens einmal der Abwechslung halber Stücke aus der Opernliteratur zu spielen pflegte, fiel es ihm auf, und er fragte mich: „Wie kommen Sie darauf, diese Sachen zu spielen?"

„Ich wollte nur beweisen, Exzellenz, welche Urkraft und gesunde Empfindung darin lebt."

Ohne zu antworten, ging der Feldmarschall darauf in sein Arbeitszimmer, so daß wir, Herr Helmuth von Moltke, der allein noch zugegen war, und ich, in Ungewißheit zurückblieben. Er kam aber gleich darauf mit einem bedruckten Blättchen wieder, lehnte sich gegen den Flügel, setzte sich den Kneifer auf und begann uns ein Gedicht „Wir haben ihn noch!" vorzulesen, das Ernst von Wildenbruch zum 90. Geburtstage des ersten Kaisers verfaßt hatte.

Während er las, fühlte ich, wie die Worte sich in mir in Musik umsetzten. Und als er mich, nachdem er geendet hatte, fragte: „Können Sie das in Musik setzen?" rief ich in Begeisterung: „Ja, Exzellenz!"

Digitized by Google

Mit glühender Leidenschaft, angefeuert durch den Wunsch des Feldmarschalls, machte ich mich an die Arbeit, und in 14 Tagen war der Entwurf so weit gediehen, daß ich mit der Ausarbeitung der Partitur beginnen konnte. Sofort wurde mit der Einübung der Chöre begonnen, Prof. Felix Schmidt trat mit 150 Sängern seines Berliner Lehrervereins für die Aufgabe ein, unterstützt von 250 Damen aus allen Kreisen der Gesellschaft, das Philharmonische Orchester wurde gewonnen, und Graf Hochberg genehmigte die Mitwirkung erster Kräfte für die Solopartien. Herr Louis Ravené stellte für die Proben die herrlichen Räume seiner Gemäldegalerie zur Verfügung. Alles war bereit, daß das Werk am Geburtstage des Kaisers zur Aufführung gelangen konnte. Da – wenige Wochen vorher — erkrankte der Kaiser und starb. — Wir mußten das Konzert verschieben, für lange Zeit, denn bald machte die Trauer um Kaiser Friedrich die Veranstaltung unmöglich.

Endlich, am 19. Januar 1889, konnte dann die Aufführung verwirklicht werden. Sie fand nun in der Singakademie statt, zum Besten des Oberlinvereins, dessen Protektor der Feldmarschall war, und zu der Festkantate zum 90. Geburtstage gesellte sich nun ein zweiter Teil: die Klage um den Tod des großen Kaisers.

Als der Feldmarschall den Saal betrat, erhoben sich die Mitwirkenden und das Publikum: eine Huldigung, die einen gewaltigen Eindruck machte.

Digitized by Google

Beduinenknabe.

Digitized by Google

Aus dem Berliner Tiergarten.

Digitized by Google

VII.

Sonstige musikalische Beziehungen.

Eine besondere Verehrung hatte Moltke für Friedrich Kiel. Sie war entstanden durch das Oratorium „Christus", auf das Herr von Burt seinen Oheim aufmerksam gemacht hatte. Es erschien ihm als eine künstlerische Tat, daß es ein Komponist heutzutage noch unternommen hatte, einen „Christus" zu komponieren, und er ließ sich schon vor der Aufführung den von Kiel selbst nach der Bibel verfaßten Text kommen, an dem ihm besonders gefiel, daß das Werk nicht, wie bei Bach und seinen Vorgängern, mit dem Tode des Herrn schloß, sondern mit seiner Verklärung. Der edle Geist und die Bildung, die aus der Zusammenstellung des Textes sprachen, machten einen tiefen Eindruck auf ihn, und er interessierte sich von da ab lebhaft für das Werk, das von Professor Julius Stern mit Stockhausen als Christus, Amalie Joachim als Maria und dem damals auf der Höhe stehenden Sternschen Gesangverein eingeübt wurde, im Saale der Reichshallen seine erste Aufführung erleben sollte. Leider erkrankte Stern, und an seine Stelle trat Robert Radeke, der durch die Leitung dieses Oratoriums seine Meisterschaft in besonders hohem Maße betätigt hat.

Der Feldmarschall bestellte durch Herrn von Burt eine

Digitized by Google

Loge und lud Frau von Burt, seine beiden Neffen Henry von Burt und Wilhelm von Moltke, die Gräfin Emmy Bethusy-Huc und meine Wenigkeit zu der Aufführung ein. So hatte ich Gelegenheit, in unmittelbarer Nähe zu beobachten, welchen Eindruck das Werk auf ihn ausübte, wie es ihn von der ersten Note ab ergriff und er mit der gespanntesten Aufmerksamkeit bis zum Schluß folgte. Nach dem ersten Altchor „Da steh' ich vor der Tür und klopfe an" schimmerten Tränen in seinen Augen, und leise sagte er zu seiner Schwester: „Das möchte ich noch mal hören." Ebenso packte ihn das Duett zwischen Christus und Petrus: „Hast du mich lieb?", und er sagte zu Frau von Burt:

„Ist dir das aufgefallen, daß der Heiland Petrus dreimal fragt: ‚Hast du mich lieb?', nachdem dieser ihn vorher dreimal verleugnet hatte? Es ist das wenigen bekannt und doch so bedeutungsvoll."

Nach dem Tongemälde, in dem das Orchester in so großartiger Weise die Stimmung der Worte „Es ist vollbracht" versinnlicht, wandte er sich wieder zu uns und sagte: „Ich habe bis jetzt nichts Schöneres gehört."

Nach der Aufführung gratulierte mir der Feldmarschall, daß ich der Schüler eines solchen Meisters sei, worauf ich mir zu bemerken erlaubte, daß in der Tat seit Bach und Händel kaum ein Werk geschaffen worden sei, das so fein kontrapunktisch durchgeführt.

„Ich habe aber keine Fuge herausgehört," entgegnete er, eine Bemerkung, die dem bescheidenen Kiel, dem ich sie gleich nachher mitteilte, große Freude bereitete, denn ihm war das größte Kompliment gemacht worden durch die unbewußte Anerkennung, daß musikalische Erfindung und Gefühl in diesem Werke stärker wirkten als die kontrapunktische Gelehrsamkeit.

Digitized by Google

Später haben wir dem Feldmarschall oft aus dem „Christus" vorspielen müssen, gern ließ er sich von Herrn von Burt das Duett oder vielmehr das Gespräch zwischen Christus und Petrus vorsingen, und immer aufs neue führte es zu angeregten Gesprächen, wenn wir ihm hintereinander dieselben Textstellen bei Bach, Händel und Kiel vorführten, so daß er daraus die Charakteristik der drei Komponisten und ihrer Zeit erkennen konnte.

Einmal knüpfte sich daran ein Disput über die vor vielen hundert Jahren noch lebhaft umstrittene Frage, ob eine absolute Melodie Harmoniebegleitung dulde. „Ach," sagte der Feldmarschall etwas sarkastisch, „heutzutage würde die Fragestellung wohl umgekehrt lauten, ob die Harmonie auch eine Melodie vertragen könne."

Infolge dieser Christus-Aufführung unterhielt er dauernde Beziehungen zu Kiel, die allerdings meist durch Herrn von Burt vermittelt wurden, weil Kiel sehr zurückgezogen lebte und für Gesellschaften nicht zu haben war. Höchstens folgte er ab und zu einmal einer Einladung in das Generalstabsgebäude in ganz kleinem Kreise. Herr von Burt dagegen besuchte ihn fast allwöchentlich, und einmal ist auch der Feldmarschall sein Gast gewesen.

Kiel hatte in seiner Wohnung, im Hause seines Freundes, des verstorbenen Architekturmalers Karl Graeb, eine Matinee veranstaltet und Moltke dazu eingeladen. Dieser hatte auch zugesagt, bekam aber in letzter Stunde die Nachricht, daß eine sehr wichtige Sitzung im Herrenhause angesetzt sei. Da er es für seine Pflicht hielt, hierbei zu erscheinen, in seiner Liebenswürdigkeit aber Kiel auch nicht im Stich lassen wollte, geriet er in einen Konflikt, half sich jedoch, indem er seine Zeit teilte, und fuhr punkt zwölf Uhr mit Frau von Burt, seiner Nichte Rosa,

Digitized by Google

der ältesten Tochter seines Bruders Ludwig, und Herrn von Burt in der Lützowstraße vor.

Er fand dort eine auserlesene, kleine, musikalische Gesellschaft. Da Kiel Junggeselle war, machte Frau Professor Graeb die Honneurs. Kiel spielte mit Müller, dem damaligen Cellisten des Joachim-Quartetts, seine „Reisebilder" für Cello und Klavier und bereitete damit seinem berühmten Gast einen großen Genuß. Denn erstens hörte er sehr gern Cello, und zweitens erinnerten ihn die feinen Stimmungen dieser Komposition an manchen schönen Reisetag in der Schweiz. In der Bewunderung für die Großartigkeit der Natur trafen sich beider Herzen, und der Feldmarschall sprach dies Kiel gegenüber in charakteristischen Worten aus.

Um die Stimmung nicht zu stören, verschwand er stillschweigend und fuhr zur Sitzung nach dem Herrenhaus.

Bald darauf fing Kiel, der ein leidenschaftlicher Bergsteiger war und sich bei einer Besteigung des Monte Rosa übernommen hatte, zu kränkeln an. Herr von Burt empfahl ihm den damaligen Hausarzt Moltkes, Kreisphysikus Dr. Fuhrmann, der sich des Komponisten mit großer Hingabe annahm und ihm auch freundschaftlich sehr nahe trat.

Besondere Freude wurde durch das Interesse seines Bruders für Friedrich Kiel dem Geheimrat Ludwig von Moltke bereitet, der ein großer Verehrer des hervorragenden Komponisten war. So oft der Geheimrat nach Berlin kam, versäumte er nie, Kiel zu besuchen. Dieser hat ihm auch zwei Hefte „Deutscher Walzer" für Streichquartett gewidmet, die Joachim in einem seiner Quartettabende aufführte.

Digitized by Google

Es waren entzückende Abende, damals bei Kiel, wenn er sich mit dem kunstsinnigen Geheimrat und Herrn von Burt in musikalische Gespräche vertiefte.

* * *

Auch bei Joachim ist der Feldmarschall einmal zu Gast gewesen. Es war bei Gelegenheit einer großen musikalischen Soiree in der schönen Villa, die der Meister damals in der Beethovenstraße Nr. 3 bewohnte. Joachim bereitete seinem hohen Gönner eine besondere Überraschung: Er führte das berühmte Klavierquintett von Robert Schumann auf, und am Flügel saß — Frau Klara Schumann. Moltke hegte für diese Frau, die bei all ihren Triumphen so viele Prüfungen zu ertragen hatte, die tiefsten Sympathien, und oft gedachte er ihrer, wenn er sich an den Meisterwerken des Gatten erfreute. Als das Quintett zu Ende war, erhob er sich, ging auf Frau Schumann zu und unterhielt sich lange Zeit mit ihr.

Die übrigen, sehr zahlreichen Gäste waren so überrascht, den Feldmarschall in der Gesellschaft zu treffen, daß sie sich, als sie seiner ansichtig wurden, ehrfurchtsvoll zurückhielten, und er saß lange Zeit ganz allein. Das mochte ihn wohl beengen, denn als er mich erblickte, gab er mir einen Wink, mich neben ihn zu setzen. So hat diese Soiree bei Joachim einen unauslöschlichen Eindruck in mir hinterlassen.

* * *

In lebhafter Erinnerung blieb mir auch ein Konzert mit einem von mir geleiteten Männergesangverein im Generalstabsgebäude.

Dieser Verein bestand aus etwa fünfzig Herren der besten Kreise, hochgestellten Beamten und Offizieren, Ge-

Digitized by Google

lehrten und Künstlern. Obwohl die Mitglieder alle nur Dilettanten waren, erzielten sie, vermöge ihrer Intelligenz und ihres Interesses, Leistungen, deren sich auch Künstler nicht hätten zu schämen brauchen. Im Ministerialdirektor Höther besaßen wir einen wahren Betz, im Oberst Auer einen Gura, im Geheimrat Dr. Wühlisch einen Wachtel, im Baumeister Heckmann sogar einen Niemann und im Präsidenten Fuisting, der zugleich der Vorsitzende des Vereins war, einen stimmgewaltigen Fricke. Sein Baß, der von so ungewöhnlichem Umfang war, daß er auch Baritonpartien singen konnte, wurde an Tiefe nur noch durch den des Hauptmanns Knack übertroffen, dessen Kontra-C an die russischen Kirchensänger erinnerte.

Natürlich sprach ich oft zum Feldmarschall von diesem Chor, in dem ein solcher Eifer herrschte, daß z. B. ein Mitglied, der General Johannes, noch in seinem siebzigsten Jahre Gesangunterricht nahm, um seine allerdings noch ziemlich ausgiebige Tenorstimme geschmeidig zu machen. So kam es, daß Moltke allmählich auch Interesse dafür gewann und eines Abends zu seinem Neffen Helmuth von Moltke sagte: „Willst du dir den Chor nicht mal anhören?"

Herr von Moltke kam, hörte, und wir hatten gesiegt. Schon bei meinem nächsten Besuche fragte mich der Feldmarschall, ob der Chor nicht auch öffentlich singen wolle, so daß er ihn sich anhören könne.

Der Jubel! als ich diese Bemerkung dem Verein mitteilte. Es wurde nun hin und her beraten und endlich beschlossen, dem berühmten Heerführer, wenn irgend möglich, in seinem eigenen Hause etwas vorzusingen. Sämtliche Mitglieder des Vereins gaben hierauf ihre Karten bei ihm ab, und der Präsident Fuisting, als Vorsitzender, hatte die Ehre, von ihm empfangen zu werden.

Digitized by Google

Eines Abends wurde dann der ganze Verein eingeladen. Man versammelte sich im großen Empfangssaale, wo Frau Liza von Moltke die Honneurs machte. Der Feldmarschall begrüßte die Herren mit solcher Freundlichkeit, daß alle sich sofort wie zu Hause fühlten; er nahm mit den Seinen den Sängern gegenüber Platz, ich überreichte ihm ein Programm, das von einem Mitgliede, Architekt Koerber, mit Zeichnungen geschmückt war, und das Konzert begann.

Wir sangen a capella mehrere patriotische Chorlieder, darunter „Lützows wilde Jagd" von Weber, das in unserem Zuhörer mancherlei Erinnerungen aus der frühesten Jugendzeit erweckte. Dr. Wühlisch trug Lieder von Schubert und Schumann vor, Ministerialdirektor Höther und Geheimrat Fürst vereinigten ihre schönen Baritonstimmen in dem berühmten Duett aus Händels „Judas Makkabäus", und Präsident Fuisting entfaltete seines Basses Grundgewalt in der Sarastro-Arie mit solchem Erfolg, daß der Feldmarschall nachher darauf zurückkam und folgende Anekdote daran knüpfte: Als einem bekannten Bassisten einmal Komplimente gemacht wurden, daß er das tiefe E so mächtig gesungen habe, entgegnete er: „O, dös ist noch garnix, da sollen's mi erst mal als Sarastro hören. Da sing i das Kontra-C." — „Und gewöhnlich zu tief!" ergänzte eine Stimme aus dem Hintergrunde.

Diese Leutseligkeit des Feldmarschalls verbreitete natürlich die glücklichste Stimmung. Ich habe selten mit solcher Freude dirigiert wie an diesem Abend, schien mir doch, als ob die musizierenden Engel über den großen Spiegeln heute ein übriges tun und uns mit ihren Flöten, Trompeten und Zymbeln unterstützen wollten. Wir schlossen mit dem Chor aus meiner Festkantate, zu der ja Moltke

Digitized by Google

selbst die Anregung gegeben; er hatte die Liebenswürdigkeit, sie da capo zu verlangen.

In der Pause wurde ein Abendbrot serviert, und unser gütiger Wirt benutzte die Gelegenheit, sich die einzelnen Herren vorstellen zu lassen und jedem ein paar freundliche Worte zu sagen. Dann kam auch der Humor zu seinem Rechte. Einer der Herren ahmte mit dem Munde so naturgetreu das Cello nach, daß man Servais zu hören wähnte; ein anderer pfiff die schwierigste Rossini-Arie, und ein Dritter entlockte dem Klavier mit einer Bürste den „Karneval von Venedig".

Der Feldmarschall rückte dabei näher und näher an die Ausführenden heran, um sich nur gar nichts entgehen zu lassen, und amüsierte sich köstlich. Sein herzliches Lachen begeisterte die Vortragenden zu immer neuen Scherzen, und Mitternacht kam heran, bevor der liebe alte Herr uns entließ.

Digitized by Google

VIII.

Moltke in der Gesellschaft.

Der Feldmarschall ging nur ungern in Gesellschaft, doch ein Lockmittel gab es, um ihn zur Annahme einer Einladung zu bewegen: die Aussicht, gute Musik zu hören. Da diese aber nicht allzu reichlich in der Berliner Gesellschaft vorhanden, so war der Kreis seiner Geselligkeit verhältnismäßig klein. Bei den musikalischen Donnerstagen der Kaiserin Augusta fehlte er nie, häufig besuchte er auch die Abende des Grafen Hochberg, des Fürsten Radziwill, des Grafen Bethusy-Huc, der Exzellenz von Pommer-Esche, der Gräfin Oriola, des Herrn Legationsrat von Kusserow und des Fürsten Bismarck.

Die Donnerstagsgesellschaften der Kaiserin Augusta vereinigten bekanntlich die hervorragendsten musikalischen Kräfte Berlins. Unter Hofkapellmeister Tauberts Leitung wurden alle bedeutenden Künstler der Welt, wenn sie nach Berlin kamen, dazu eingeladen. Rubinstein, Sarasate, Servais, Padilla, Désirée Artôt, Pauline Lucca, Marianne Brandt, Lilli Lehmann, Niemann, Wachtel, Betz, Fricke waren die Stützen des Programms. Dilettanten wurden seltener herangezogen. Herr von Burt aber hat, wie ich mich entsinne, einmal bei der Kaiserin Augusta gesungen, und zwar die „Dichterliebe" von Robert Schumann, welche Frau Minister von Schleinitz begleitete.

Digitized by Google

Für uns waren diese Donnerstagabende bei Hofe von besonderem Interesse, weil der Feldmarschall am nächsten Tage bei Tisch immer viel davon erzählte. Er berichtete unter anderm lächelnd, wie für die Hofkonzerte noch aus der Zeit Friedrichs des Großen her eine Bestimmung galt, nach der die fremden Künstler Geschenke erhielten, die einheimischen dagegen eine kleine Geldentschädigung von einem Friedrichsd'or (jetzt 17 Mk. 15 Pfg.). Niemand durfte dieses Honorar zurückweisen, und alle mußten eine Quittung über den Empfang ausstellen. Erst Kaiser Wilhelm II. hat diese Sitte, die oft große Verwunderung erregte, abgeschafft.

Einmal hatte sich der Feldmarschall einen kleinen Scherz mit Frau Artôt gemacht. Die Künstlerin sang ein spanisches Lied im Urtext, dessen Worte etwas sehr bedenklich waren, aber sie nahm dabei an, daß niemand sie verstehen würde. In der Pause trat er zu ihr und fragte sie nach dem Inhalt des Textes.

„Ach, Exzellenz, das läßt sich deutsch nicht gut wiedergeben," antwortete Frau Artôt ausweichend. —

„Sie haben Recht; es würde wenigstens manchem hier spanisch vorkommen!" lautete zu nicht geringem Entsetzen der Sängerin die in fließendem Spanisch gegebene Antwort.

Ein andermal hatte sich die Kaiserin Augusta über ihre Masseuse, die alte Mirgemann, geäußert: „Die gute Frau hat mir heute so viel Schmerzen bereitet, und denken Sie nur, lieber Feldmarschall, als ich mich beklage, sagt sie: ‚Ach, es ist nicht so schlimm, Majestätchen'."

Auch ein paar Geschichten vom Schah von Persien erzählte sie dem Feldmarschall, da sie sich besonders gern mit ihm unterhielt. Der Schah war mit der Kaiserin in der Oper. Dieselbe erhob sich nach dem zweiten Akt, um nach Hause zu fahren. Da aber ein Ballett gegeben

Digitized by Google

wurde, das den König aller Könige besonders interessierte, packte er die Kaiserin am Arm und drückte sie wieder auf ihren Sessel nieder zum Zeichen, daß er noch etwas zu bleiben wünsche. — Als er sich vom Kaiser verabschiedete, sagte er ihm: „Ich bin mit deiner Regierung ganz zufrieden."

Die Musikfoireen, die Graf Hochberg[1] Ende der 70er Jahre, bevor er die schlesischen Musikfeste ins Leben rief, in seiner damaligen Wohnung in der Wilhelmstraße veranstaltete, übten ebenfalls eine große Anziehung auf Moltke aus. Die feinsinnige Art, wie der Graf und seine Gemahlin die Kunst pflegten, war ihm ungemein sympathisch, und namentlich hörte er den Grafen die „Schottischen Lieder" von Beethoven und Robert Schumanns „Waldesgespräch" gern singen. Daß Graf Hochberg ihm auch einmal eine Komposition von mir, „Volkers Lied" mit obligater Bratsche und Klavier, vorsang, darf ich nicht unerwähnt lassen.

Sehr gute Hausmusik wurde bei der Gräfin Emmy Bethusy-Huc gemacht, die als Schülerin von Jenny Meier selbst ausgezeichnet sang. Ihre auffallend schöne Altstimme war dem Feldmarschall lieber als die berühmten parlamentarischen Diners ihres Gatten. Dieses liebenswürdige Paar trat später bekanntlich in verwandtschaftliche Beziehungen zur Moltkeschen Familie. Der älteste Neffe, Herr Wilhelm von Moltke, führte die älteste Tochter des gräflichen Hauses, Komtesse Ella, heim.

Bei der verwitweten Exzellenz von Pommer-Esche verkehrten fast alle nach Berlin kommenden Künstler, welche durch die in vielen Kreisen bekannte vornehme Dame hier

[1] Der spätere Hofintendant der Königlichen Schauspiele.

Digitized by Google

eingeführt werden wollten. Es gab damals keinen Bazar und kein Wohltätigkeitskonzert ohne Frau von Pommer-Esche. Sie wurde immer ins Feuer geschickt, wenn für solche Zwecke etwas bei den Majestäten erreicht werden sollte. Und sie erreichte alles; denn sie hatte eine Art, die Menschen auf die liebenswürdigste Weise ihren Zwecken geneigt zu machen, der niemand widerstehen konnte.

Nur an dem Feldmarschall mit seiner unerschütterlichen Ruhe hatte sie ihren Meister gefunden. Einmal hatte sie irgendwelche Absichten mit ihm vor und wartete den ganzen Abend auf eine günstige Gelegenheit, es ihm beizubringen. Er aber hatte sie längst durchschaut, und als sie ihn endlich fest zu haben glaubte, wußte er es so einzurichten, daß er ihre Annäherung als einen Wink zur Verabschiedung auffassen konnte. Mit einem ausdrucksvollen „Gute Nacht!“ schnitt er alle Erörterungen ab und verschwand.

Das Haus des Herrn Legationsrats von Kusserow war das Dorado aller jungen Dilettanten. Dort konnten sie sich die Sporen verdienen, ohne Gefahr zu laufen, weil die nachsichtige Zuhörerschaft alle Gaben dankbar hinnahm. Neben jüngeren Talenten ließen sich aber auch gern bewährte Kräfte hören, wie der Reichstagsabgeordnete von Massow und Gemahlin, Herr von Burt, Graf Monts, Herr von Arnim, Edgar von Wedel, Graf Strachwitz, Herr von Willich u. a. Zu den Gästen gehörten die hervorragendsten Persönlichkeiten des damaligen Berlin. Neben unserem Moltke sah man Helmholtz, den Minister Bitter, der nebenbei ein bedeutender Musikschriftsteller war, den Minister Dr. von Achenbach, den Parlamentarier von Kardorff, den späteren Minister von Miquel, den Maler Gustav Richter, Herrn von Hansemann, Herrn von Quast,

Digitized by Google

die Herren von Hülsen, Schloßhauptmann Graf Hutten-Czapsky, Graf Linden, Geheimen Rat von Eichhorn usw.

Der Salon der Gräfin Oriola hatte eine ganz eigenartige Physiognomie, schon dadurch, daß sich in ihm das gesamte diplomatische Corps zusammen zu finden pflegte, so daß man hier alle Sprachen der Welt hören konnte. Die ungewöhnliche Sprachkenntnis Moltkes kam hier zu voller Geltung. Er beherrschte nicht nur das Französische, Englische, Italienische, sondern auch das Spanische, Dänische und Türkische, liebte es aber keineswegs, von seinen Talenten mehr, als nötig, Gebrauch zu machen. Wenn ein fremder Diplomat oder Militär deutsch verstand, so zog er es immer vor, die Unterhaltung in seiner Muttersprache zu führen.

Von den musikalischen Darbietungen dieses interessanten Hauses ist mir besonders der wundervolle Gesang der liebenswürdigen Gräfin Arnim — geb. Gräfin Bismarck-Bohlen — im Gedächtnis geblieben.

Die Gräfin Oriola, eine Tochter der Bettina von Arnim, war eine der geistvollsten und heitersten Erscheinungen der damaligen Hofgesellschaft. Als ich mich einmal bei ihr beklagte, daß mein deutscher Name so oft durch eine falsche Betonung verunstaltet würde, antwortete sie: „Das muß man nicht so ernst nehmen. Was meinen Sie, wie oft ich Gräfin Gorilla genannt worden bin!“

Beim Fürsten Anton Radziwill sagten sich die Majestäten häufig an. In einer Gesellschaft dort am Vorabend des 80. Geburtstages Kaiser Wilhelms I., für die ich die Musikaufführungen eingeübt hatte, waren nicht weniger als 21 gekrönte Häupter zugegen. Fast alle deutschen Fürsten hatten sich zusammengefunden, und aus ihrer Mitte ragte die herrliche Gestalt des Kronprinzen Fried-

Digitized by Google

rich Wilhelm hervor, ein unvergeßliches Bild männlicher Schönheit.

Als Aufmerksamkeit für die Kaiserin Augusta wurde deren Lieblingsstück, das Sextett aus „Lucia", mit der Artôt, Lilli Lehmann, Padilla, Herrn von Burt, Herrn von Below und Herrn von Benckendorf aufgeführt, ferner das Terzett aus der „Messe" von Rossini und das Quintett aus „Cosi fan tutte". Zur freudigen Überraschung Kaiser Wilhelms sang Herr von Burt einige Lieder vom alten Fürsten Radziwill, dem Schöpfer der Musik zu Goethes „Faust", die wohl liebe Erinnerungen in dem greisen Monarchen wachrufen mochten; denn er dankte Herrn von Burt mit einem vielsagenden Blick.

Welch anmutige Gestalten der vornehmen Gesellschaft fanden sich in dem Salon der Fürstin Radziwill zusammen. Nie werde ich die entzückende Erscheinung der jüngsten Tochter des Fürsten Putbus vergessen, die holde Gräfin Harrach und die schöne Komtesse Hildegard von Usedom, die Richard Wagner als eine Brunhild bewunderte.

Im Reichskanzlerpalais wurde seltener musiziert. Der Fürst Bismarck liebte zwar die Musik, konnte sie aber, namentlich in späteren Jahren, nur aus einer gewissen Entfernung vertragen. Ein harter Klang beim Klavierspiel verletzte ihn. Dagegen war ihm ein weicher, seelenvoller Anschlag angenehm, und seiner Gemahlin hörte er sogar sehr gern am Klavier zu. Ich habe selbst wiederholt gesehen, wie er sie hinterher hätschelte und liebkoste, sie aufhob und wie ein Kind lange Zeit auf seinem Arm im Zimmer umhertrug, ihr zärtliche Worte zuflüsternd.

Als ich bald nach dem französischen Kriege zum ersten Male Zeuge dieser stürmischen Gefühlsäußerung war, setzte sie mich namenlos in Staunen. Die gewaltige Kraft,

Digitized by Google

die sich darin äußerte, machte, daß mir das Herz stockte, und doch war es so rührend anzusehen, daß mir die Tränen in die Augen traten. Gibt es etwas Herrlicheres als solch eine Ehe? Dürfen die Deutschen nicht stolz auf Vorbilder sein, wie Bismarck und Moltke sie ihnen gegeben haben, nicht allein in ihrem gewaltigen Schaffen, sondern ebenso in der Reinheit ihrer Familienbeziehungen!

Ich möchte hier bemerken, daß ich schon, ehe ich zum Feldmarschall kam, der Tochter Bismarcks, Komtesse Marie, Musikunterricht gab. Während des französischen Krieges war ich durch die Gräfin Roon, geb. von Blanckenburg, die Schwiegertochter des Kriegsministers, die bereits meine Schülerin war, der Gräfin Bismarck empfohlen worden, und ich wurde auch in diesem Hause auf das liebenswürdigste aufgenommen. Ich war zu jener Zeit sehr leidend, und in unvergänglicher Dankbarkeit werde ich mich der Jahre erinnern, in denen die Fürstin sich mit unendlicher Güte meiner angenommen hat. Ich verdanke ihr die Bekanntschaft mit der modernen deutschen Lyrik. Die Dichtungen Heyses, Theodor Storms, des Grafen Strachwitz, Eichendorffs, Uhlands usw. hat sie mich erst recht verstehen gelehrt. Sie las sie mir vor und hat mich zu vielen Kompositionen begeistert. Sie war eine selten bedeutende Frau, urdeutsch, echt und schlicht in allem, was sie sprach und tat. Eine unvergleichliche Hausfrau, die, trotz der großen Verhältnisse, die Wirtschaft bis ins kleinste selbst leitete.

Als ich eines Tages, — ich glaube, es war im Jahre 1872, jedenfalls wohnte der Fürst noch nicht im Palais Radziwill, sondern noch in dem einstöckigen Hause nebenan, — wie gewöhnlich gegen halb zwölf zur Stunde kam und oben in der Wohnung die Glocke zog, stand zu meiner

Digitized by Google

größten Verwunderung die Fürstin vor mir. — Ich konnte mir gar nicht erklären, warum sie selbst öffnete, während doch sonst immer eine ganze Schar von Lakaien auf einen loszustürzen pflegte, und fragte:

„Wo sind denn die Diener, Durchlaucht?"

„Die habe ich alle rausgeschmissen," antwortete sie.

„Und der persönliche Bediente des Fürsten?" —

„Der Halunke ist zuerst herausgeflogen." —

„Ist es möglich, Durchlaucht?"

„Ich versichere Sie, der Kerl hat meinen Mann förmlich tyrannisiert. Niemand hat er ohne eine Bestechung vorgelassen und den Raub dann mit den anderen geteilt. Die Gesellschaft hielt ja wie die Kletten zusammen, — da habe ich kurzen Prozeß gemacht.

Als ich nach dem Frühstück, zu dem ich regelmäßig nach dem Unterricht aufgefordert wurde, auf den Korridor trat, — es war inzwischen fünf Uhr nachmittags geworden, — halfen mir sechs, sieben Mann den Überzieher anziehen. In der Zwischenzeit hatte die Fürstin das ganze neue Personal angestellt, und es ging bereits alles wieder am Schnürchen, als ob nichts vorgefallen wäre.

Die Fürstin war eine rührende Großmama. Um den Kindern ihrer Tochter, der Gräfin Rantzau, eine Freude zu machen, ging sie einmal mit ihnen in den Zirkus. Als sie eintraten, faltete der Älteste seine Händchen. „Was machst du da?" fragte sie ihn. „Ich bete, Großmama," antwortete er, und es stellte sich heraus, daß er das große Zirkusgebäude für eine Kirche angesehen hatte.

Komtesse Marie, die spätere Gräfin Rantzau, hatte ein lebhaftes Interesse für die Musik, sie studierte außer Gesang auch Theorie und war eine ungemein liebenswürdige Schülerin. Selbst wenn ich manchmal den strengen

Digitized by Google

Eine Ausfahrt in Creisau:
Im Wagen Moltke mit seiner Nichte. Im Hintergrund Adjutant H. von Moltke.

Moltkes Wappen.

Digitized by Google

Ein Familienbild.

Digitized by Google

Lehrer herauskehrte, wußte sie mich immer durch ihre sprudelnde Laune, die stets einen geistreichen Scherz zur Hand hatte, zu entwaffnen. Ja, als ich einmal ihrem geliebten Schoßhündchen Moppi einen Klaps verabfolgt hatte, vergab sie es mir sogar, obwohl ihre Gouvernante, eine drollige Französin, für die es auf der weiten Welt nichts Erhabeneres gab als der Name Bismarck, mir ein schreckliches Ungewitter prophezeit hatte. Bei dem Kollegen Moppis, dem berühmten Reichshund, hätte ich mir eine solche Vertraulichkeit allerdings nicht gestatten dürfen. Im Bewußtsein seines Amtes als Leibwächter des großen Kanzlers war er für jedermann unnahbar und infolgedessen bei den Hausgenossen mehr gefürchtet als geliebt. Selbst der Dompfaff der Fürstin spreizte regelmäßig die Flügel und sperrte wütend den Schnabel auf, sobald Tyras sich zeigte. Der Vogel konnte mehrere deutsche Volkslieder pfeifen und war in seinem Künstlerstolz in höchstem Grade eifersüchtig auf den Hund. Sah er, daß die Fürstin sich mit Tyras beschäftigte, — oh! dann klapperte er so lange in seinem Bauer herum, bis seine Herrin zu ihm trat und ihn mit ihrer lieben Stimme zu beruhigen suchte: „Nun sei nur gut.“ Und er wurde gut. Er neigte einige Male das Köpfchen bald nach rechts, bald nach links und fing dann plötzlich an zu pfeifen „Wenn ich am Fenster steh'“. Tyras dagegen trottete, ohne sich um den Vorgang im geringsten zu bekümmern, mit unerschütterlichem Gleichmut davon.

Den Fürsten selbst habe ich zum ersten Male im Frühling 1871 gesehen, unmittelbar, nachdem er aus Frankreich zurückgekehrt war. Ich saß gerade am Klavier und spielte ein Nokturne von Chopin. Tief in die Stimmung versenkt, bemerkte ich gar nicht, wie der Fürst

Digitized by Google

leise, um die Musik nicht zu stören, ins Zimmer getreten war. Er ließ mich ruhig ausspielen und kam dann heran, mich mit einer Liebenswürdigkeit begrüßend, als ob ich ihm schon längst vorgestellt gewesen wäre.

Zuweilen fanden auch beim Fürsten Bismarck, wie beim Feldmarschall, im engsten Familienkreise kleine musikalische Abendunterhaltungen statt. Die Fürstin hatte großes Vergnügen daran, und Herr von Keudell wurde nicht müde, ihr namentlich Beethoven vorzuspielen. Auch der Fürst erschien mitunter dazu. Aus seiner langen Pfeife rauchend, trat er plötzlich ins Zimmer, blieb aber meist nicht lange. Bei den größeren Gesellschaften wurde nur selten Musik gemacht. Graf Moltke besuchte das Reichskanzlerpalais fast nur zu den großen diplomatischen Diners.

Einmal erzählte er, als er von einem solchen zurückkam, der Fürst, der kurz vorher das Palais Radziwill bezogen hatte, sei ganz besonders guter Laune gewesen und habe ihn in allen Zimmern seiner Wohnung herumgeführt. „Und denke dir mal, Henry," sagte er zu seinem Neffen, Herrn von Burt, „in seinem Arbeitszimmer hängt auch mein Bild."

Bei den Diners saß der Feldmarschall häufig neben der Fürstin und unterhielt sich sehr lebhaft mit ihr. Bei Gelegenheit eines Gespräches erzählte sie ihm einige Episoden von Richard Wagner:

Der Fürst konnte es der Frau von Schleinitz nicht gut abschlagen, Richard Wagner bei sich zu empfangen. Dieser, dem an dem Besuche viel gelegen war, wurde an einem Abend eingeladen. Er war sehr pessimistischer Stimmung und schüttete dem Fürsten sein Herz aus, daß man ihn überall mißverstehe, selbst in München, und daß er an der Aufführung seiner Werke so wenig Freude erlebe.

Digitized by Google

„Das können Sie doch nicht sagen," warf die Fürstin ein. „Man gibt sich doch die größte Mühe, Ihnen überall gerecht zu werden."

„Ja, könnte ich dort wirken, wo ein so großes Herz schlägt," sagte Wagner, sich mit einem Blick nach dem Fürsten wendend.

„Ich habe leider keine Aussicht, nach München versetzt zu werden," schnitt dieser alle weiteren Erörterungen über diese Frage ab.

Frau von Schleinitz, die bekanntlich eine begeisterte Wagnerianerin war, hatte einmal, bald nachdem Wagner mit seinem Freunde, Hans von Bülow, gebrochen und dessen Frau geheiratet hatte, die Töchter Bülows und der Cosima zu sich eingeladen. Zur Unterscheidung in diesem etwas verzwickten Familienverhältnis pflegten sie Bülow Vater, Wagner dagegen Papa zu nennen. Beide waren zu jener Zeit in Berlin anwesend. Eines Tages saß Bülow mit seinen Töchtern und Frau von Schleinitz im Salon beim Kaffee; plötzlich tat sich die Tür auf, und der Diener brachte eine Karte; die eine der Töchter las dieselbe und rief: „Vater, — Papa kommt!" Im nächsten Augenblick war der Vater durch eine Tür verschwunden, während der Papa durch die andere hereingeführt wurde.

Auch eine Episode von Windthorst erzählte sie ihm.

Man sprach über die optische Industrie in Deutschland und im Anschluß daran von der Verbreitung der Kurzsichtigkeit. Bei dieser Gelegenheit bemerkte Windthorst, daß ihm seine Kurzsichtigkeit auch einmal einen Streich gespielt habe.

Er sei in Ems mit dem Kaiser Wilhelm I. zusammen gewesen. Da sei demselben gesagt worden, er grüße den Kaiser nicht, wenn er ihm auf der Promenade begegne.

Digitized by Google

Wilhelm I. habe darauf geantwortet: „Das glaube ich nicht. So schlimm ist er nicht.“

„Als ich das hörte,“ fuhr Windthorst weiter fort, „habe ich mir sofort einen kleinen Jungen genommen, der mich am Rocke zupfen sollte, wenn der Kaiser kam. Sobald ich nun auf der Promenade in Ems gezupft wurde, trat ich immer drei Schritte vor, zog meinen Hut und machte meine ehrfurchtsvolle Verbeugung.“

Digitized by Google

IX.

Veränderungen im Hause.

Am 27. März 1883 starb plötzlich Frau von Burt, nachdem sie kurz vorher mit ihrem Sohne Henry eine Erholungsreise in die Schweiz unternommen hatte. In Zürich war Herr von Burt schwer erkrankt, und die Aufregungen verursachten auch bei ihr ein Herzleiden, dem sie ganz unerwartet erlag.

Der Feldmarschall war namenlos erschüttert, um so mehr, als man ihm die Erkrankung seiner Schwester aus Rücksicht verheimlicht hatte. Ich besuchte ihn noch an demselben Tage. Er war sonst für niemand zu sprechen, ließ mich aber in sein Arbeitszimmer vor, das er seit Eintreffen der Trauerbotschaft noch nicht verlassen hatte.

„Exzellenz, ich habe heute gehört, daß Frau von Burt gestorben sei," fragte ich. „Ist denn das wahr?"

„Ja, es ist wahr," antwortete er, in tiefer Bewegung im Zimmer auf und ab gehend. „Sie war zum Besuch bei ihrer Tochter in Potsdam und ist dort heute Nacht entschlafen."

Seine Stimme klang dabei fest wie immer, und ein entfernter Stehender hätte ihm nicht die gewaltige Bewegung in seinem Innern anmerken können. Ich aber empfand sie. Zum ersten und einzigen Male in den ganzen

Digitized by Google

20 Jahren habe ich sein Gleichgewicht bei dieser Gelegenheit erschüttert gesehen.

Erst beim Begräbnis sah ich ihn wieder. Lange hatte er in der Nähe des Sarges schweigend auf einem Sofa gesessen; ganz allein. Niemand wagte ihn zu stören. Dann, als die Dahingeschiedene aus dem Hause getragen werden sollte, um nach Creisau überführt zu werden, stand er auf, trat zum Sarge und legte seine rechte Hand auf das Kopfende, bis die Träger kamen.

In Creisau ließ er sie in dem Mausoleum beisetzen, wo schon ihre Stieftochter, seine geliebte Gattin, schlummerte. Einige Jahre später führte er mich einmal bei Gelegenheit seines täglichen Ganges nach dem Mausoleumshügel. In dem kleinen, durch farbige Fenster stimmungsvoll beleuchteten Raume standen die beiden Särge, mit welken Kränzen und frischen Blumen bedeckt; an der rechten Wand der eine, an der linken der andere. Der Platz in der Mitte war frei.

„Dort liegt meine Frau," sagte er, seinen üblichen kleinen Feldblumenstrauß auf den Sarg zur Rechten niederlegend. „Dort meine Schwester, und hier in der Mitte — ist mein Platz."

* * *

Der plötzliche Tod seiner Mutter verschlimmerte den Zustand des Herrn von Burt derartig, daß an eine Wiederaufnahme seiner dienstlichen Tätigkeit zunächst nicht zu denken war. Auch auf den Feldmarschall selbst hatten die starken Gemütsbewegungen so tief gewirkt, daß die Seinigen sehr besorgt um ihn waren. Dazu kam noch die plötzliche Vereinsamung. Herr von Burt war in einer Heilanstalt, seine Neffen waren fern. Wilhelm von Moltke

Digitized by Google

stand bei den Gardes du Corps in Charlottenburg, Helmuth im ersten Garderegiment in Potsdam, Fritz war Assessor in Oppeln, und Ludwig studierte Landwirtschaft.

Der Feldmarschall war also einzig und allein auf seinen Diener angewiesen, und so kam es, daß der liebe, alte Herr, der so wenig persönliche Bedürfnisse hatte, selbst die allernotwendigsten Bequemlichkeiten sich versagen mußte. Er sah sich genötigt, außer dem Hause, im damaligen Hotel St. Petersburg, zu speisen, und als ich ihn eines Abends aufsuchte, wurde ein Tee gereicht, der wie Tinte aussah und ganz ungenießbar war. Ich bat deshalb um die Erlaubnis, selbst Tee bereiten zu dürfen, und es machte ihm sichtlich Freude, mir dabei zuzuschauen. Er beobachtete mich genau, und ich glaube, er hätte mich tüchtig ausgelacht, wenn ich einen Fehler dabei gemacht hätte. Ich war aber meiner Sache sicher und überreichte ihm die erste Tasse mit dem Bemerken:

„Exzellenz, meine Kompositionen können Sie schlecht finden, aber nicht meinen Tee!"

Er lachte, trank die Tasse aus und verlangte zu meiner nicht geringen Genugtuung eine zweite.

Einige Zeit darauf kehrte Herr von Burt endlich zurück, aber nur, um den Feldmarschall um seine Entlassung zu bitten. Sein Zustand hatte sich zwar einigermaßen gebessert, aber er war zu der Überzeugung gelangt, daß seine Kräfte nicht mehr ausreichten, um seine Stellung bei dem Oheim auszufüllen, besonders, da ihm jetzt die Mutter fehlte. Trotz aller Einwendungen bestand Herr von Burt auf seinem Entschluß, seinen Abschied zu nehmen, und als der Onkel ihn bat, doch wenigstens in der Armee zu bleiben und sich vorläufig à la suite stellen zu lassen, antwortete er:

Digitized by Google

„Nein, lieber Onkel, wer dir so lange gedient hat, kann keinem anderen mehr dienen."

Es blieb dem Feldmarschall also nichts übrig, als einzuwilligen und sich vom Kaiser einen neuen Adjutanten zu erbitten: seinen Neffen Helmuth von Moltke, der einige Jahre zuvor die Komtesse Liza von Moltke-Hvitfeldt geheiratet hatte.

Herr von Burt ging auf Reisen, erkrankte aber bald wieder so schwer, daß der Feldmarschall monatelang in großer Besorgnis um ihn lebte. Endlich erhielt ich einen Brief, in dem mich Herr von Burt aufforderte, ihn in Kreischa bei Dresden zu besuchen, wo er sich in einer Heilanstalt aufhielt.

Der ganze Ton dieses Schreibens ließ darauf schließen, daß eine entschiedene Besserung eingetreten war, und freudig machte ich mich sofort zu ihm auf. Meine Erwartungen wurden noch übertroffen. Ich fand meinen lieben Herrn von Burt von früher wieder, frisch und heiter, wie sonst, kam er mir entgegen, und wir verlebten drei herrliche Tage miteinander.

Nach Berlin zurückgekehrt, fuhr ich, ohne auch nur meine Wohnung erst aufzusuchen, in das Generalstabsgebäude. Es ließ mir keine Ruhe, bis ich den Feldmarschall gesprochen hatte. Aber während ich sonst nur anzuklopfen brauchte, um zu jeder Stunde zu ihm zu gelangen, hielt mich der Diener gerade heute mit dem Bemerken auf, daß er mich erst anmelden müsse.

Das alte Faktotum konnte mir noch immer nicht die Teegeschichte vergessen und schmollte seit jenem Abend. Er wurde aber sehr bald eines besseren belehrt; denn plötzlich öffnete sich die Tür, der Feldmarschall trat aus dem Arbeitszimmer und fragte:

Digitized by Google

„Warum kommen Sie denn nicht herein, wie gewöhnlich?“

Etwas bekniffen zog sich der Diener zurück, und ich konnte endlich meinem Herzen Luft machen.

„Exzellenz, ich komme aus Kreischa und bringe Ihnen erfreuliche Nachricht: Herr von Burt ist genesen.“

Der Feldmarschall sah mich eine Weile schweigend an. Dann reichte er mir die Hand und sagte:

„Das war schön von Ihnen, daß Sie Henry besucht haben. Ich danke Ihnen.“ Er erkundigte sich nun nach allen Einzelheiten, und ich konnte dabei so recht empfinden, wie nahe Herr von Burt seinem Herzen stand.

An diesem Abend erklang seit langer Zeit wieder einmal heitere Musik im Generalstabsgebäude. Ich hatte zwar auch in den trüben Tagen schon oft gespielt, aber mein Programm war ernst; denn auf uns allen lag die Krankheit des Herrn von Burt wie ein Alb, und unbewußt kam ich immer in die Melodien hinein, die er sonst gesungen hatte. Heute begann ich mit der Don Juan-Ouvertüre, und wie sehr die freudige Botschaft von der Genesung seines Henry auch den Feldmarschall erfrischt hatte, zeigte sich daran, daß er sich mir gegenüber an den Flügel stellte und den Kapellmeister markierte, und zwar mit so köstlichem Humor und so feiner Ironie, daß mancher berühmte Dirigent sich tief getroffen gefühlt hätte, wenn er dabei gewesen wäre.

In einem Gespräch, das sich daran knüpfte, wurde auch eines gefeierten Klavierspielers Erwähnung getan, der beim Spielen sein Heil oft in der Entfaltung einer ungeheuren Muskelkraft suchte. „Er vermißt eine dritte Hand,“ sagte der Feldmarschall, der ihn kurz vorher gehört hatte.

Digitized by Google

Er sprudelte an diesem Abend, und ich wollte, ich hätte Gelegenheit gehabt, mir die Bonmots alle aufzuzeichnen, die er im Laufe der Unterhaltung fallen ließ. Einige davon habe ich jedoch noch glücklich aufgehoben:

Frau Liza von Moltke erzählte, sie habe gehört, daß Graf Hochberg, der einige Zeit vorher als Herrn von Hülsens Nachfolger Intendant der Berliner Hofbühnen geworden war, eine Verordnung erlassen habe, wonach das Corps de Ballet in Zukunft in langen Kleidern tanzen solle.

Der Feldmarschall bemerkte mit einer vielsagenden Geste: „Wo fängt denn die Unanständigkeit eigentlich an?"

Herr Helmuth von Moltke brachte ebenfalls das Gespräch auf das Theater. Er war in der letzten Aufführung des „Tannhäuser" gewesen und hatte sich gewundert, daß die „Venus" von einer ganz kleinen, unscheinbaren Dame gegeben worden, während diese großartige Szene doch unbedingt nach einer schönen Erscheinung verlange.

„Ach!" sagte der Feldmarschall lächelnd. „Bei Lampenlicht und Schminke könnte ich auch die Venus abgeben."

Diese gute Laune des Feldmarschalls wollte ich nicht unbenutzt vorübergehen lassen. Herr Helmuth von Moltke hatte bis jetzt immer nur im Ensemble, noch nie aber Solo vor seinem Oheim gespielt. Heute war die geeignete Stimmung, ihn auch als selbständigen Cellisten einzuführen. Trotz allen Sträubens mußte er sein Instrument hervorholen und ein Bargielsches Adagio vortragen, — der Erfolg war glänzend. Cello konnte der Feldmarschall nie genug hören. Auch in den letzten Jahren hat der berühmte Cellist Heinrich Grünfeld mit seinem eleganten Spiel den alten Herrn oft erfreut, ebenso wie der hochbegabte Graf

Digitized by Google

Kuno von Moltke, welcher ein Liebling der Polyhymnia ist. Robert Schumann würde auch von ihm gesagt haben, er brauche nur seine Hände auf die Klaviatur zu legen, und eine ethische Komposition sei entstanden.

* * *

Nach dieser schweren Zeit begann für den Feldmarschall noch einmal ein schöner Abschnitt seines Lebens.

Ihm seine Schwester zu ersetzen, war eine schwere Aufgabe. Frau Liza von Moltke aber löste sie mit inniger Hingabe, und unbewußt halfen ihr dabei ihre reizenden Kinder. Ein Pärchen brachte sie mit, ein zweites wurde ihr noch im Generalstabsgebäude beschert.

Selbstverständlich hatte der achtzigjährige Herr seine Eigenheiten. Es gehörte reiche Liebe dazu, sich in sie hineinzufinden. Aber Helmuth und Liza von Moltke besaßen diese Liebe, und was sie säeten, ernteten sie auch bald. Nur kurze Zeit verging, und sie hatten sich ganz des Feldmarschalls Herz erobert, der sich nun wieder behaglich fühlte wie in alten Zeiten.

Herr von Moltke vernachlässigte über seiner Tätigkeit als Adjutant nicht seine weitere militärische Ausbildung. Er arbeitete mit Eifer im Generalstabe und tat später auch eine Zeitlang Frontdienst, was ihm die ganz besondere Anerkennung und Hochachtung des Feldmarschalls eintrug.

Frau Liza von Moltke imponierte ihm durch die unermüdliche Pflichttreue, die Vielseitigkeit und die liebenswürdige Energie, mit der sie das jetzt so bedeutend vergrößerte Hauswesen leitete. Nie hörte man von ihr ein lautes Wort, und doch ging alles wie am Schnürchen. Das Frühstück für den Oheim bereitete sie regelmäßig

Digitized by Google

selbst und brachte es ihm stets persönlich in sein Arbeitszimmer.

Dafür belohnte er sie mit manchem dankbarem Blick, und ohne daß sie sonst etwas dazu getan hätte, gab er von selbst in manchen Dingen nach. Während er beispielsweise früher bei schlechtem Wetter nie seinen eigenen Wagen benutzte, ließ er diese Rücksicht auf Pferde und Kutscher fallen, und nur die eine kleine Bitte versäumte er nie, wenn er für seine Nichte hatte anspannen lassen: „Liza, tue mir den Gefallen und laß die Pferde nicht zu lange warten."

So kam mit der Familie Helmuths von Moltke wieder Sonnenschein ins Haus.

Digitized by Google

X.

Weihnachten bei Moltke.

Wie schon früher erwähnt, ging der Feldmarschall in den ersten Jahren nach dem Tode seiner Gattin dem Weihnachtsfeste nach Möglichkeit aus dem Wege. Entweder er benutzte die Zeit zu dienstlichen Reisen, oder er sagte sich bei alten Freunden an, nur um nicht zu Hause bleiben zu müssen, wo ihn alles an den schmerzlichen Verlust erinnerte. Erst allmählich überwand er diese Scheu, besonders, nachdem er bemerkt hatte, daß seine Umgebung darunter litt.

Im Jahre 1871, als ich das erstemal mit unter dem Weihnachtsbaum im Generalstabsgebäude stehen durfte, nahm er bereits wieder an der Feier teil.

Es wurde damals in dem sogenannten Silberzimmer aufgebaut. An den Wänden waren lauter kleine gedeckte Tische mit den Geschenken aufgestellt. Jeder hatte seinen besonderen Tisch, an dem ein Zettel mit dem Namen befestigt war.

Der erste Tisch gehörte dem Feldmarschall. Dann kamen die der Verwandten, welche sich zu Weihnachten in Berlin eingefunden hatten, und weiterhin in langer Reihe das ganze Hauspersonal: Diener, Portiers, Kutscher, Köchin, Hausmädchen usw.

Die originellste Figur unter ihnen war August, der

Digitized by Google

Kutscher, ein ungemein zuverlässiger Mensch, der die Pferde vortrefflich hielt und nie Anlaß zu Klagen gab, sich aber auch wohl bewußt war, in welcher Gunst er bei seinem Herrn stand. Es war drollig anzusehen, wie August, eine kleine, behende Gestalt, plötzlich zusammenfuhr und wie ein Lineal dastand, sobald der Feldmarschall mit ihm sprach. Nur wenn er auf dem Bocke saß, rührte er sich niemals. Er hörte alles, was ihm aus dem Wagen zugerufen wurde, zuckte aber nicht mit der Wimper und hielt den Blick fest auf seine Pferde gerichtet.

Natürlich erhielt auch der Diener, der zuweilen Lust verspürte, ein Gespräch anzuknüpfen, niemals eine Antwort, was zeitweise ein ziemlich gespanntes Verhältnis zwischen den beiden verursachte. August geriet in den Ruf der „Hochnäsigkeit", ertrug diesen Vorwurf aber mit derselben Würde, die er immer zur Schau trug, und nicht zum wenigsten am Weihnachtsabend.

Der Feldmarschall zog ihn meist ins Gespräch, fragte nach seinen Kindern, auch sonst nach mancherlei. Einmal erkundigte er sich bei ihm, was ein Gläschen Schnaps koste.

„Fünf Pfennige, Exzellenz," antwortete August, die Hacken zusammenreißend und sich auf die Spitzen hebend.

„Da brauchten ja die Leute nur täglich einen Schnaps weniger zu trinken, und sie hätten eine Altersversorgung," meinte der Feldmarschall, der sich die damals in Vorbereitung befindlichen Arbeitergesetzgebungen schon seit Jahren hatte im Kopfe herumgehen lassen.

Mir wurde stets auf dem Tische neben Herrn von Burt beschert. Nie fehlte unter meinen Geschenken, die aus Briefpapier, Schreibzeug, Albums, Photographien, Büchern und dergleichen bestanden, ein Pfund Tee.

Jeder erhielt einen Teller mit Äpfeln, Nüssen, Pfeffer-

Digitized by Google

kuchen und einem kleinen Marzipanherz. Auch beim Feldmarschall fehlte das Marzipanherz nicht. Es war sogar doppelt so groß als die anderen, obwohl ich nie gesehen habe, daß er es angerührt hätte. Wahrscheinlich verschenkte er es später an die Kinder des Personals, denen ebenfalls an einem anderen Orte im Hause aufgebaut wurde. Die Leute erhielten Kleidungs- und Gebrauchsgegenstände und immer bares Geld.

Der Baum, der in der Mitte des Zimmers auf der Erde stand, war nur mit Lametta behängt und mit zahlreichen Kerzen geschmückt. Stets wurde dafür eine hervorragend schöne Edeltanne ausgewählt, die auch ohne besonderen Schmuck wirkte. Den Gipfel, der fast bis an die Decke des hohen Zimmers reichte, zierte ein silberner Stern, vermutlich als Symbol des Abendsternes, der im Gemütsleben des Feldmarschalls eine große Rolle gespielt hat. Die Vorliebe für ihn war ein Vermächtnis seiner Mutter, und selten versäumte Herr von Burt, ihm, wenn wir nach der Bescherung in das Musikzimmer kamen, Wolframs „Lied an den Abendstern" vorzusingen.

Des Feldmarschalls Tisch war der größte. Meist reichte der Platz kaum aus, um all die Gaben unterzubringen, die ihm aus allen Teilen des Reiches dargebracht wurden. Stühle wurden zu Hilfe genommen, und oft stand auch noch der ganze Fußboden voll.

Von den Majestäten trafen regelmäßig Geschenke ein, die von herzlichen persönlichen Schreiben begleitet waren. Der alte Kaiser Wilhelm schenkte meist große Bronzen, kostbare Reproduktionen der Siegessäule, der Denkmäler des Großen Kurfürsten und Friedrichs des Großen usw. Die Kaiserin Augusta ließ es sich in keinem Jahre nehmen, ihrem „lieben Feldmarschall" eine sinnige Gabe zu senden,

Digitized by Google

der zuweilen auch ein selbstverfaßtes Gedicht oder ein neues Bild von ihr beigefügt war.

Auch von anderen deutschen Fürsten wurden ihm oft wertvolle Überraschungen bereitet. So stand einmal eine meterhohe Vase aus Meißener Porzellan auf dem Weihnachtstisch, ein Meisterwerk, mit dem der König von Sachsen dem Feldmarschall eine große Freude bereitete. Während sonst die meisten Sachen sofort nach Creisau wanderten, behielt er dieses Prachtstück noch monatelang in Berlin und bewunderte es oft, jedesmal neue Schönheiten daran entdeckend.

Außerordentlich groß aber war die Zahl der Gaben, die aus dem Volke stammten. Es waren rührende Liebesbeweise darunter, für die der Feldmarschall ganz besonders empfänglich war. Nie fehlte die Kiste mit Äpfeln, Nüssen und Pfefferkuchen aus seiner Vaterstadt Parchim. Auch versorgten ihn seine Landsleute mit allen möglichen nützlichen Gegenständen, Halsbinden, warmen Unterjacken, Hausschuhen, Käppchen usw. und namentlich wetteiferten seine ehemaligen Mitbürgerinnen darin, für ihn dicke Fausthandschuhe und Strümpfe zu stricken, die selbst für seine recht langen Beine zu lang waren.

Ähnliche Sendungen kamen aus Holstein und Creisau, wo keiner von den Einwohnern, vom Herrn Pfarrer bis zum jüngsten Schulkind, versäumte, dem geliebten Gutsherrn etwas unter den Weihnachtsbaum zu legen. Zuweilen waren auch sehr scherzhafte Gegenstände darunter. Mit einem dickbäuchigen Bierkrug, auf dem sein Gesicht dargestellt war, trat er zu seiner Schwester und sagte, auf die Wohlbeleibtheit des Gefäßes zeigend:

„Was meinst du, Guste, ob ich das wohl noch mal erreichen werde?“

Digitized by Google

Ein andermal entdeckte er eine richtige Statuette von sich, die ein Soldat von der Okkupationsarmee in Sedan aus Kommisbrot geknetet hatte. Das Porträt war auffallend ähnlich und namentlich in der Haltung sehr charakteristisch. Der Feldmarschall hatte große Freude daran, und ich glaube, er hat den Mann später unterstützt, daß er sich zum Bildhauer ausbilden konnte.

Für alle diese Spenden war Moltke in gleichem Maße dankbar, und wenn sie auch nur aus Briefen bestanden, in denen ihm ganz arme Leute ihre Liebe und Dankbarkeit zu erkennen gaben. Mitunter, wenn sie besonders originelle Wendungen enthielten, las er uns solche Briefe vor, und unmittelbar nach Neujahr wurden sie alle beantwortet. Auch die Geschenkgeber erhielten ohne Ausnahme Dankschreiben, und da er sie fast alle eigenhändig schrieb, hatte er wochenlang damit zu tun.

Nachdem Frau Liza von Moltke die Führung des Hauswesens übernommen hatte, wurde die Bescherung nicht mehr im Silberzimmer, sondern im daneben liegenden großen Konferenzsaal gefeiert. Die Verhältnisse waren im allgemeinen größer geworden, das Hauspersonal hatte sich wesentlich vermehrt, und vor allem erweiterte sich der Kreis der zum Feste kommenden Verwandten immer mehr. Herr Wilhelm von Moltke erschien meist mit seiner hochbedeutenden Gemahlin und zuweilen auch mit seinen Kindern, ebenso Herr Fritz von Moltke, der sich inzwischen mit Fräulein Julie Zuckschwert aus der bekannten Patrizierfamilie in Magdeburg, einer großen Goethekennerin und Kunstfreundin, verheiratet hatte, und Herr Ludwig von Moltke, der jüngste von den Neffen.

Ferner kamen häufig die Eltern der Frau Liza von Moltke, Graf Wladimir Moltke-Hvitfeldt und seine Ge-

Digitized by Google

mahlin, aus Schweden herüber, ein ungemein liebenswürdiges Paar, das ich bei dieser Gelegenheit kennen zu lernen die Ehre hatte. Der Graf, ein Grandseigneur vom Scheitel bis zur Sohle, von vollendetem Geschmack, den er von seiner Mutter, einer Gräfin von Nesselrode, geerbt hatte und der sich in seinem ganzen sympathischen Wesen widerspiegelte. Die Gräfin eine Dame von bezwingender Anmut und Herzensgüte. Ich hatte später wiederholt das Glück, die Herrschaften auf ihrer schönen Besitzung Qvesarum in Schweden besuchen zu dürfen und werde Veranlassung haben, noch auf sie zurückzukommen.

Aber nicht nur der Umfang der Weihnachtsfeier hatte sich erweitert, durch die Kinder war auch die ganze Stimmung eine andere geworden. Ihr Jubel belebte das Fest und lockte den Feldmarschall schon vor der Bescherung aus seinem Arbeitszimmer in das Whistzimmer, wo man sich zu versammeln pflegte.

Nachdem er alle Gäste begrüßt hatte, machte er sich mit den Kleinen zu schaffen, die sich kaum noch vor Ungeduld zu halten vermochten, während die Eltern nebenan den Aufbau vorbereiteten. Dann plauderte und scherzte er mit ihnen, brachte allerhand Bedenken vor, ob der Weihnachtsmann bei der großen Kälte und den vielen Treppen, die er in Berlin zu laufen habe, auch wohl kommen würde, und steigerte dadurch ihre Erwartung aufs höchste.

Plötzlich ertönte die Glocke, die großen Flügeltüren taten sich auf, und im reichen Lichterglanz strahlte ihnen der Weihnachtsbaum entgegen. Alle traten näher. Von der anderen Seite kam auch das Hauspersonal heran.

Frau Liza von Moltke setzte sich ans Klavier, und „Stille Nacht, heilige Nacht" erklang es aus den großen und kleinen Kehlen durch die Räume. Erst nachdem das

Digitized by Google

Weihnachtslied gesungen war, wurde jeder an seinen Platz geführt, zuerst die Kinder, dann das Gesinde und endlich die Herrschaften.

Der Feldmarschall machte die Runde, betrachtete jeden Tisch und unterhielt sich mit den Leuten. Nachdem sich das Hauspersonal zurückgezogen hatte, blieb die Gesellschaft noch längere Zeit um den Weihnachtsbaum versammelt, und der alte Herr beschäftigte sich namentlich mit den Kindern, die ihm nun natürlich alle ihre neuen Spielsachen vorführten. Wie oft hat er nicht helfen müssen, Astrids Puppe auszuziehen und zu Bett zu bringen, und schwerlich hätte Billemann dem „Großpapa" Ruhe gelassen, ohne daß er ihm in den Sattel des Schaukelpferdes geholfen hätte.

Den Schluß der Weihnachtsfeier bildete regelmäßig ein Abendessen, das durch ein schwedisches Nationalgericht, „Reisgrütze", eingeleitet wurde. Das Hauptgericht aber war der deutsche Weihnachtskarpfen, der in beiderlei Gestalt, blau und polnisch, gereicht wurde, und nie fehlte eine riesenhafte Marzipantorte.

Zu diesem Mahle wurden meist auch einige Gäste geladen, wie der dänische und der schwedische Gesandte, Herr von Wind und Herr von Lagerheim und andere, meist unverehelichte Freunde des Hauses.

Am Weihnachtsabend zog sich der Feldmarschall selten vor Mitternacht zurück und verschmähte auch nicht den schwedischen Punsch, der zum Schluß in kleinen Kristallgläsern gereicht wurde.

Digitized by Google

XI.

Moltke auf Reisen.

Moltke reiste gern. Der Adler, der nach langer Gefangenschaft seine Flügel zum ersten Male wieder in Freiheit regt, kann sich nicht wohler fühlen als der Feldmarschall, wenn er seine Siebensachen zusammenpackte, um Berlin Adieu zu sagen.

Das heißt, Siebensachen ist für den Feldmarschall ein bißchen viel gesagt; denn selbst wenn er zu einer Festlichkeit fuhr, legte er die große Uniform oder den Frack schon vorher an, nur um nicht viel Gepäck zu haben. Einen Koffer benutzte er nie, höchstens eine Handtasche, die er selbst tragen und mit ins Coupé nehmen konnte. Er reiste stets in Zivil, mit einem dunklen Überzieher und einem kleinen, runden Hut, der ihn wesentlich jünger erscheinen ließ. Einen Pelz besaß er nicht. Noch ganz kurze Zeit vor seinem Tode, im April 1891, als Kaiser Wilhelm II. ihn nach Kiel eingeladen hatte, hängte dieser ihm mit den Worten: „Ich möchte nicht, daß Sie sich erkälten," persönlich seinen Pelzmantel um, als er das Schiff betrat.

Moltke reiste stets morgens früh, ausgenommen natürlich in dienstlichen Angelegenheiten, die ihn zuweilen ganz plötzlich zur Abreise zwangen. Am Abend vorher fand ich mich regelmäßig bei ihm ein, und es wurde tüchtig musiziert.

Digitized by Google

Zum Schluß spielte ich immer eine seiner Lieblingsmelodien, und wenn ich am anderen Morgen, mit einem Veilchensträußchen bewaffnet — Veilchen waren seine liebsten Blumen —, auf dem Perron stand, um mich zu verabschieden, summte er oft die Melodie noch einmal vor sich hin, die er am Abend vorher zuletzt gehört hatte.

Da er in Zivil ganz verändert aussah, wurde er auf dem Bahnhof selten erkannt. Er promenierte ruhig auf und ab, bis der Zug kam, und stieg erst im allerletzten Augenblick ein. Saß er aber einmal, so verließ er seinen Platz nicht eher wieder, als bis er am Ziel war. Die größten Strecken, z. B. von Berlin nach Rom, fuhr er ohne Unterbrechung durch, und höchstens aus Rücksicht auf seine Begleitung machte er zuweilen einmal Station. Bei kleinen Reisen fuhr er stets allein. Selbst nach Schlesien oder weiter reiste er, ohne einen Diener mitzunehmen. Auf den größeren Erholungsfahrten begleitete ihn als Adjutant einer seiner Neffen, erst Herr von Burt, später Herr Helmuth von Moltke.

Er konnte einen ganzen Tag lang auf der Eisenbahn fahren, ohne zu ermüden oder einer Erfrischung zu bedürfen. Sein Arzt, Geheimrat Dr. Beuster, hat sich oft gewundert, wie er es so lange ohne Nahrung aushalten konnte, und interpellierte ihn einmal deshalb.

„Ich habe in meiner Jugend einundzwanzig Jahre gehungert," antwortete der Feldmarschall.

Dennoch wurde bei weiten Touren, ohne sein Wissen, etwas Proviant mitgenommen. Wenn er es gemerkt hätte, würde er es verhindert haben. Es erschien ihm als Ballast. Später aber, wenn man im richtigen Moment damit kam, ließ er sich ein paar Sandwiches und ein Gläschen Wein doch recht gut schmecken.

Digitized by Google

Er erholte sich auf Reisen ungewöhnlich rasch, selbst wenn er von einer Dienstreise von nur wenigen Tagen zurückkam, sah man, daß ihn die Reise erfrischt habe. Ebenso erlebte er fast jedesmal etwas und erfreute nach seiner Rückkehr die Seinen durch die Erzählung seiner Abenteuer.

In Lugano wurde er in einem Hotel im Dachkämmerchen einquartiert, bis man aus dem Fremdenbuche seinen Namen erfuhr und ihn unter tausend Entschuldigungen in den ersten Stock hinunter zu komplimentieren suchte. Der Wirt war in Verzweiflung; nun hatte er einmal einen berühmten Gast, und da mußte ihm das passieren! Aber alle Bitten waren fruchtlos; der Feldmarschall blieb, wo er war.

In Gastein pflegte er täglich große Spaziergänge in die Umgebung zu unternehmen. Einmal war er stundenweit vom Kurort abgekommen und empfand, was bei ihm eine Seltenheit war, das Bedürfnis nach einer kleinen Erfrischung. Er entdeckte endlich ein einfaches Wirtshaus an der Straße, ging hinein und bestellte sich Wein. Der Wirt war sehr redselig, knüpfte gleich ein Gespräch an und pries die „heurige Saison": wie viele hohe Herrschaften da wären, sogar der Feldmarschall Moltke. Schließlich fragte er seinen Gast, ob er wohl Moltke schon einmal getroffen hätte und wie er aussehe.

„Wie soll er denn aussehen? Wie einer von uns beiden!" antwortete der Feldmarschall mit einem Seitenblick auf den pausbäckigen Bauern, der sich wie ein Truthahn aufblähte in der unzweifelhaften Annahme, daß er der eine von den beiden wäre.

Häufig, namentlich in den späteren Jahren, besuchte der Feldmarschall im Sommer, bevor er nach Creisau ging,

Digitized by Google

Cudowa. Dieses kleine, in der Grafschaft Glatz gelegene Bad wurde eigentlich dadurch erst bekannt, und aus Dankbarkeit benannten die Einwohner einen Platz und ihre schönste Allee nach dem berühmten Kurgast, dem sie nach seinem Tode einen Denkstein errichteten.

Gern erinnerte er sich seines Aufenthaltes in Helgoland, wo er im Jahre 1841 mit seinen Schwiegereltern und seiner Braut einige Tage zugebracht hatte. Die Hochzeit fand dann in Itzehoe statt, und Moltke fuhr von dort aus in eigenem Wagen mit seiner jungen Frau nach Berlin, und zwar mit den Pferden, die ihm der Sultan geschenkt hatte. Auch von den herrlichen Ahornwäldern der Ramsau erzählte er oft mit Vergnügen. In jungen Jahren hatte er dort den Holzfällern bei der Arbeit geholfen und, in dem Bedürfnis nach körperlicher Bewegung, manchen Stamm mit umgehauen oder durchgesägt.

Seine Vorliebe für das Reisen behielt der Feldmarschall bis in sein höchstes Alter; mit welcher Frische der mehr als Achtzigjährige die Eindrücke noch in sich aufnahm, beweist ein Brief aus San Remo, den er am 24. März 1885 an seinen Bruder Ludwig schrieb:

„Nicht nur Mandel- und Aprikosen-, sondern auch Birn- und Kirschbäume stehen in voller Blüte, Orangen und Zitronen hängen voller Früchte. Aus dem Fenster haben wir den Blick auf das tiefblaue Meer, und wundervoll ist die Promenade auf der mehr als eintausend Schritt langen, steinernen Terrasse, welche von Palmen eingefaßt ist, und an deren Fuß die Brandung schäumt. An der anderen Seite erheben sich in ununterbrochener Reihe die palastähnlichen Hotels. An windstillen Tagen ist es köstlich, hier spazieren zu gehen und dem Rauschen der Wellen zu horchen, den ruhigen

Digitized by Google

Atemzügen des schlummernden Meeres. An anderen Tagen brausen sie gewaltig gegen die Felsen des Ufers, dann spritzen sie den Schaum an dem Molo hinauf. Geschickt geführte Kunststraßen reichen durch lauter Olivenwälder auf die Berggipfel nach Madonna della Costa und della Guardia, andere ziehen zwischen zahllosen Villen am Ufer entlang. Die Veilchenzeit ist vorüber, aber die Rosen sind im Begriff, sich zu entfalten, und müssen einen prachtvollen Anblick gewähren. Auch die Orangen fangen schon an zu blühen, ein Zeichen, daß die Früchte reif sind. Dennoch freue ich mich auf ein deutsches Frühjahr, welches, wenn es endlich eintritt, dort weit schöner ist als hier. Alle diese grauen Oliven und Steineichen sind nicht zu vergleichen mit einer grünen Wiese und dem ersten Laub eines Buchenwaldes."

Noch drei Jahre vor seinem Tode unternahm der Feldmarschall in Begleitung seines Neffen Helmuth von Moltke eine längere Reise in die Tatra und scheute dabei nicht die Entbehrungen, die eine Fahrt durch dieses unwirtsame Gebirge mit sich bringt. Zu jener Zeit gab es dort, namentlich in der Góral, dem polnischen Teil, den er von Krakau aus durchquerte, noch keine Hotels. Die Herren mußten in Bauernhütten übernachten, Proviant mitführen und zu Fuß oder auf schlechten Wegen in den primitiven Einspännern die großen Strecken zurücklegen: eine touristische Leistung, die mit 88 Jahren kaum jemand dem Feldmarschall nachmachen dürfte.

Mit besonderem Interesse betrachtete er in den Städten, die er auf seinen Reisen besuchte, die hervorragenden Bauwerke und pflegte sie in seinen Briefen ausführlich zu beschreiben. Wenn er Zeit fand, zeichnete er sie sogar, und zwar mit großem Geschick. Auch hierbei offenbarte sich

Digitized by Google

sein scharfer Blick für das Wesentliche. Mit wenigen Strichen veranschaulichte er die charakteristischen Linien. Ebenso gab er Landschaften wieder, die ihn besonders gefesselt hatten, und in früherer Zeit auch interessante Typen. Bei seinem Aufenthalt in der Türkei hat er eine Menge solcher Studien gemacht, zum Teil in Bleistift, zum Teil aber auch in Farben. Wie sein Neffe, Herr Helmuth von Moltke, im ersten Band der „Gesammelten Schriften und Denkwürdigkeiten" mitteilt, hat er auch einige Male größere Ölbilder aus Galerien kopiert.

Die Bauwerke aber beschäftigten ihn doch immer am meisten, wie er überhaupt für die Architektur eine ganz besondere Vorliebe hatte. Berührte man dieses Thema, so konnte man sicher sein, daß er bald ganz darin aufging. Wenn er z. B. vom Kreml in Moskau sprach, konnte er sogar seine gewohnte Gemessenheit abstreifen und mit ernster Lebhaftigkeit schildern, die einem die Gebäude plastisch vor Augen führte.

Ebenso entzückte ihn das Schloß Lazienka bei Warschau, das unter dem Polenkönig Sobieski durch die bei Wien gefangenen Türken erbaut wurde und von dem auch Friedrich der Große so begeistert war, daß er es malen ließ und das Bild in Sanssouci über seinem Schreibtisch aufhängte.

Im Parke von Lazienka befindet sich ein großartiges Amphitheater in römischem Stil für 5000 Personen, aus karrarischem Marmor aufgeführt, bei dem die Bühne inmitten eines Sees auf einer Insel liegt, so daß sie vom Zuschauerraum durch einen Wasserarm getrennt wird, der so breit ist, daß bei den Vorstellungen ganze Schiffe vorübersegeln können. Trotzdem ist die Akustik so günstig, daß Komödien und Operetten dort gegeben werden. Am prächtigsten aber

Digitized by Google

wirken die Balletts namentlich dadurch, daß sich am Abend die Vorgänge auf der glänzend erleuchteten Bühne im Wasser widerspiegeln. Die Kaiser Nikolaus I. und Alexander II. versäumten, wenn sie in Lazienka wohnten, nie, eine Vorstellung dort zu besuchen, und bei solcher Gelegenheit hat auch der Feldmarschall diese merkwürdige Schaubühne kennen gelernt. Mit Bewunderung erzählte er oft von der Krakauer Bauernhochzeit, die er dort in einem Stück gesehen hatte, bei der die Teilnehmer in Schiffen angefahren kamen und sich dann auf der Inselbühne zu Bildern von bestrickender Farbenpracht vereinigten.

Eine andere Farbe zeigt die Geschichte von General Roznіecki, der im Revolutionsjahr 1830 das Spionagewesen unter sich hatte und die Spione auf eine höchst raffinierte Weise um ihren Lohn zu bringen pflegte. Er hatte in seinem Zimmer einen Schrank, der anscheinend mit Büchern und Akten gefüllt war und an dem er sich immer zu schaffen machte, sobald er einen Bericht entgegennahm. Außerdem stellte er sich schwerhörig, ließ die Leute langsam sprechen und die Sätze mehrfach wiederholen. Waren sie dann mit ihren Mitteilungen zu Ende und verlangten ihren Lohn, so fuhr er sie an, wie sie ihm so alte Geschichten erzählen könnten, die ihm längst bekannt seien, und holte aus dem Schrank ein Aktenstück hervor, in dem jener Bericht tatsächlich schon Wort für Wort geschrieben stand. Die Spione waren natürlich sehr verblüfft und zogen traurig ab, während der General sich schmunzelnd die Hände rieb und das Aktenstück in den Schrank zurückschob, der so eingerichtet war, daß hinter ihm ungesehen ein Schreiber sitzen konnte, der die Worte der Spione aufzeichnete.

Mit den klassischen Bauwerken Italiens, Griechenlands,

Digitized by Google

Konstantinopels und des Orients war der Feldmarschall vertraut wie nur ein Archäologe, und es ist bekannt, was er auch auf diesem Gebiete geleistet hat. Als ich ihm einmal erzählte, daß ich in einem Jahre vier berühmte Kathedralen gesehen hätte, die Notre Dame, den Dom in Köln, den in Freiburg und den in Mailand, zog er eine interessante Parallele zwischen den berühmtesten Kirchen Europas. Er kannte sie alle bis in die kleinsten Details, und mit welcher Sorgfalt er sie förmlich studiert hatte, beweist ein im Besitz des General Helmuth von Moltke befindlicher und bis jetzt noch nicht veröffentlichter Brief, in dem er die Peterskirche in Rom beschreibt.

* * *

Einmal habe auch ich das Glück gehabt, mit dem Feldmarschall auf Reisen zu sein. Das heißt, ich wurde von Herrn von Burt zu einer Zeit nach Dresden eingeladen, als der Feldmarschall dort war, und wir unternahmen gemeinsame Ausflüge in die benachbarten Orte der Sächsischen Schweiz.

Herr von Burt hatte sich in Blasewitz bei Dresden angekauft. Das ansehnliche Grundstück lag an der Elbe, und der schöne Garten gewährte einen wundervollen Blick auf den von Schiffen belebten Strom und die gegenüberliegenden Höhen. Die Beziehungen, die Herr von Burt von seiner Adjutantenzeit beim Feldmarschall her zum sächsischen Königshofe hatte, eröffneten ihm alle Kreise der Dresdner Gesellschaft, und in seinem schönen Heim fand sich bald die Intelligenz der sächsischen Hauptstadt zusammen.

Er hatte mir schon viel hierüber geschrieben, da erhielt ich eines Tages seine Einladung.

Natürlich reiste ich sofort ab und hörte zu meiner

Digitized by Google

größten Freude von Herrn von Burt, der mich von der Bahn abholte, daß der Feldmarschall schon seit einiger Zeit bei ihm sei.

Es war ein herrlicher Morgen im Juni. Im Garten dufteten die Blumen, die Herr von Burt mit großer Sorgfalt pflegte, in den Jasminbüschen sangen die Vögel, auf dem Strome entwickelte sich reges Leben.

Da öffnete sich die Tür zum Balkon. Der liebe alte Herr trat heraus. Unwillkürlich blieben wir stehen. Er ging bis an das Geländer vor und maß mit einem langen Blick das ganze Panorama. Keine Muskel bewegte sich in seinem Gesicht. Aber an den Augen erkannte man, was in ihm vorging. Ich hatte sie nie zuvor so groß und leuchtend gesehen, und nie ist mir die Erhabenheit dieses Mannes so zum Bewußtsein gekommen, wie in diesem Augenblick, wo er, losgelöst von allen Attributen, nur als Mensch in der schönen, freien Natur dastand: wirklich eine Krone der Schöpfung.

Es wurde nun für die nächsten Tage ein richtiges Programm entworfen, das in Ausflügen, Whistpartien und musikalischen Abendgesellschaften bestand. Zu den Whistpartien, die dem Feldmarschall natürlich nicht fehlen durften, wurden Herren aus den benachbarten Villen herangezogen. Ich entsinne mich noch des Herrn von Süßmilch, eines verabschiedeten sächsischen Auditeurs, der das Glück, mit dem großen Schlachtendenker spielen zu dürfen, kaum zu tragen vermochte und durch seinen unverfälschten Dialekt und sein allzuverbindliches Wesen den Feldmarschall innerlich kostbar amüsierte, obwohl er äußerlich davon nicht das mindeste merken ließ.

Die kleinen musikalischen Abendgesellschaften waren ungemein gemütlich. Herr von Süßmilch fehlte auch bei

Digitized by Google

ihnen nicht. Ob er ein großer Kunstkenner war, weiß ich nicht, erinnere mich aber, daß auch er immer lächelte, sobald in den Mienen des Feldmarschalls sich Zufriedenheit mit den dargebotenen musikalischen Genüssen widerspiegelte.

Herr von Burt sang an diesen Abenden sehr fleißig. Er hatte beim Feldmarschall viel nachzuholen. Seine Stimme klang wundervoll, frischer als je. Wir benutzten die ganze Zeit zum Musizieren, Herr von Burt setzte sich ans Klavier, ich spielte Geige, und der Feldmarschall saß dabei, Patiencen legend.

Nach dem Frühstück wurde regelmäßig ein Ausflug unternommen, und zwar zu Fuß, da der Feldmarschall die körperliche Bewegung vorzog. Später fuhren wir mit dem Dampfschiff stromaufwärts nach Pillnitz und besuchten den königlichen Park. Die prachtvollen Anlagen erregten seine Bewunderung in hohem Grade, und in heiterster Stimmung wanderten wir am Ufer weiter bis zum nächsten Dorfe; dort wurde Kaffee getrunken, und der Feldmarschall verstieg sich sogar dazu, eine Zigarre im Freien zu rauchen, was er sonst nicht tat.

Obwohl er ausnahmsweise einen ziemlich großen Strohhut trug, hatte man ihn erkannt. Schnell verbreitete sich die Kunde: Moltke ist hier! und hinter allen Sträuchern und Zäunen lauerten nun Leute, die die Gelegenheit wahrnehmen wollten, ihn zu sehen. Glücklicherweise gingen sie so rücksichtsvoll zu Werke, daß er nichts davon merkte, sonst wäre ihm sein Vergnügen verdorben worden.

Auf dem Heimwege brachte Herr von Burt das Gespräch auf seinen Neffen, der Kadett war, sich aber zu keinem Beruf entschließen konnte.

Digitized by Google

„Ich fürchte, es wird ihm gerade so ergehen wie jenem Athener," sagte der Feldmarschall, „der zwischen drei Strafen wählen sollte: fünfzig Zwiebeln zu essen, fünfzig Hiebe hinzunehmen, oder fünfzig Talente zu bezahlen. Zunächst versuchte er es mit den Zwiebeln, kam aber kaum bis zur Hälfte; dann mit den Prügeln. Aber schon nach den ersten Hieben bat er himmelhoch, daß man aufhören möchte, und bezahlte friedlich seine fünfzig Talente. So wird er hin und her überlegen und schließlich doch Soldat werden."

Auf einen Fernerstehenden muß die einfache Art, wie Moltke reiste, manchmal überraschend gewirkt haben. Graf Moltke-Hvitfeldt gab mir hiervon eine charakteristische Probe. Allerdings war er hinsichtlich seiner Ansprüche an äußeren Glanz der größte Gegensatz zum Feldmarschall. In Paris erzogen, an das luxuriöseste Leben gewöhnt, residierte er auf seinem herrlichen Schlosse Qvesarum bei Lund als Grandseigneur.

Von einem zauberhaften, urwaldartigen Park umgeben, ragte das in normannischem Stil nach seinen Angaben errichtete Schloß mit den beiden trotzigen Ecktürmen noch über die Wipfel der hundertjährigen Eichen empor: ein Herrensitz, wie aus alter Zeit. Das Innere war ganz mit alten Kunstwerken ausgestattet, die er mit unendlichem Eifer und feinstem Geschmack gesammelt hatte. Echte alte Renaissancetäfelungen bekleideten Decken und Wände, Gobelins von unschätzbarem Werte schmückten die stimmungsvolle Vorhalle, und darüber zog sich ein Fries von kostbaren Delfter Keramiken hin.

In den Zimmern standen die schönsten alten Möbel, Holsteiner Renaissance und Louis XIV., eine Sammlung von schwedischen Bauernwebereien, wie sie sonst nur ein

Digitized by Google

Museum aufzuweisen hat. Dazu die venezianischen Kronen und Spiegel, die alten Perser, die Meißener Porzellane, das alte Silber: man hatte wochenlang zu tun, um alles kennen zu lernen.

In diesem Hause herrschte eine Gastfreundschaft, die in ganz Schweden bekannt war. Fast täglich waren Freunde da, die sich mit dem Hausherrn und seiner liebenswürdigen Familie an den Schönheiten Oveşarums erfreuten, das natürlich auch in Küche und Keller das Vortrefflichste bot.

Demgegenüber denke man sich nun die Vorliebe des Feldmarschalls für Einfachheit. Ein größerer Kontrast ist kaum denkbar. Auf einem Spaziergang hat mir der Graf, als er mir die Verlobungsgeschichte seiner Tochter Liza erzählte, selbst die Eindrücke von seinem ersten Zusammentreffen mit dem Feldmarschall geschildert.

„Ich war mit meiner Familie in dem Seebade Marienlyst, wissen Sie, bei Helsingör, wo Hamlet begraben liegt," erzählte er in seiner lebhaften Weise. „Als ich eines Tages von einem Ausfluge nach Kopenhagen zurückkehrte, überraschte mich meine Frau mit der Mitteilung, zwei junge preußische Offiziere hätten sich ihr genähert. Ich erschrak. Zwei preußische Offiziere? Mon dieu, man bleibt doch immer Däne! Als ich aber die Namen hörte, Herr von Blankenburg und Herr Helmuth von Moltke, Neffe des Feldmarschalls, beruhigte mich das etwas; denn wenn die deutschen Moltkes auch seit Jahrhunderten keine näheren Beziehungen mehr zu uns hatten, so gehörten sie doch immer zur Familie.

Auf der Promenade wurden mir die Herren vorgestellt, und ich muß gestehen, nun war ich vollkommen überwunden. Der junge Moltke namentlich machte einen so

Digitized by Google

brillanten Eindruck auf mich, daß ich mich buchstäblich in ihn verliebte. Wir verlebten ein paar fröhliche Tage zusammen, und bald darauf machten mir die beiden Herren in Oveſarum ihre Aufwartung. Ich merkte nun bald, wo die Sache hinaus wollte, und eines Tages hielt denn auch Herr von Moltke um meine Tochter an. Ich gab ihm mein Jawort, unter der Vorausſetzung natürlich, daß ſein Onkel, der Feldmarſchall, damit einverſtanden ſein würde. Meine Frau brauchte ich ja nicht erſt zu fragen, die war noch mehr in den Prachtmenſchen verliebt als ich, und daß Liza ihre oft geübte Praxis im Körbeausteilen in dieſem Falle nicht anwenden würde, das wußte ich.

Die Herren waren noch nicht lange abgereiſt, als Liza ein kleines Billett aus Berlin erhielt. Es enthielt nur die Worte: ‚Bitte mich an dem und dem Tage um ſo und ſo viel Uhr in Oveſarum zu erwarten. Graf Moltke, Feldmarſchall.‘

Sie können ſich denken, was dieſer Brief für eine Aufregung hervorrief. Selbſtverſtändlich trafen wir die größten Vorbereitungen, um den berühmten Gaſt würdig zu empfangen. Ich alarmierte meine ganze Dienerſchaft und erwartete den Feldmarſchall am Bahnhof. Es waren eine Menge Menſchen da. Sapristi! Woher die Leute nur davon Wind bekommen hatten? Aber alle Welt wußte, daß der große Feldmarſchall mich beſuchen würde.

Endlich lief der Zug ein. Ich ſtürze mich auf die erſte Klaſſe. Der Feldmarſchall iſt nicht da. — Erſtaunt ſehe ich mich um. — Da entdecke ich, daß in der zweiten Klaſſe ſich die Tür auftut und ein alter Herr in Zivil mit einem Kofferchen in der Hand im Begriff iſt, auszuſteigen. Ich erkenne ihn ſofort, er iſt es. Ich eile mit meiner Suite auf ihn zu.

Digitized by Google

Moltke in Bad Cudowa.

Besuch S. M. Kaiser Wilhelms II. in Creisau.

Digitized by Google

Digitized by Google

‚Willkommen, Euer Exzellenz!‘ rufe ich aus.

Der alte Herr lüftet seinen Hut und reicht mir die Hand.

‚Wo ist Ihr Diener, Exzellenz?‘

‚Den habe ich gar nicht mitgenommen.‘

‚Und das Gepäck? Darf ich um den Gepäckschein bitten?‘

‚Das, was ich brauche, habe ich hier bei mir.‘

Das Blut stieg mir zu Kopf! Was sollten die Leute denken: Ein preußischer Feldmarschall ohne Diener, ohne Gepäck — in der ‚anderen‘ Klasse.

Erst als wir im Wagen saßen, erholte ich mich von dieser Überraschung. Dann kamen uns meine Frau und Liza entgegen. Der Feldmarschall stieg aus und begrüßte die Damen, ein vollendeter Kavalier. — Ich war versöhnt — er war doch ein Moltke.“

Digitized by Google

XII.

Moltke und seine Kaiser.

Mit Kaiser Wilhelm I. verbanden den Feldmarschall bekanntlich nicht nur die Beziehungen des treuen Beraters zu seinem Fürsten; zahlreiche gemeinsame Charaktereigenschaften, unbegrenzte gegenseitige Hochschätzung und Verehrung und wohl auch das beiderseitige ungewöhnlich hohe Alter hatten ein wahrhaft freundschaftliches Verhältnis zwischen den beiden großen Männern herausgebildet, das um so inniger wurde, als der Feldmarschall mit seinem feinen Taktgefühl immer die Grenzen seiner Stellung zu wahren wußte.

Lebhaft interessierten den alten Kaiser die kleinen häuslichen Züge des Feldmarschalls, in denen der hohe Herr meist die eigenen wiederfand: Seine Sparsamkeit und Bescheidenheit, seine Anspruchslosigkeit und seinen Familiensinn. Wie Kaiser Wilhelm I., pflegte auch Moltke von den einlaufenden Briefen die leeren zweiten Blätter abzutrennen und für eigene Aufzeichnungen zu benutzen, und beide Herren hatten die gleiche Abneigung dagegen, die ihnen lieb gewordenen Kleidungsstücke durch neue zu ersetzen.

Als der Feldmarschall wenige Wochen vor seinem Tode, am 2. April 1891, von Kaiser Wilhelm II. à la suite

Digitized by Google

des Seebataillons gestellt wurde, machte ihn sein Adjutant, Herr Helmuth von Moltke, darauf aufmerksam, daß er sich nun auch die Uniform des Bataillons machen lassen müsse.

„Aber wo denkst du hin," sagte er darauf. „Ich werde doch keine neue Uniform anziehen. Ist ja auch gar nicht nötig. Du nimmst einen meiner Waffenröcke und läßt einen weißen Kragen und weiße Aufschläge daraufsetzen."

„Und wie ist es mit dem Säbel, Onkel Helmuth?"

„Ach, das merkt ja niemand!"

Danach wurde denn auch die Ausrüstung hergestellt, und der Feldmarschall reiste nach Kiel. Aber der Kaiser merkte es doch. Unmittelbar nach der Begrüßung schritt er auf den Feldmarschall zu, schnallte seinen eigenen Säbel ab und überreichte ihm diesen mit den Worten:

„Exzellenz, er hat sich zwar noch nicht bewährt, aber gestatten Sie, daß ich Ihnen meinen Säbel anbiete."

Einige Tage darauf erhielt der Feldmarschall einen mit kostbaren Edelsteinen geschmückten Säbel von Sr. Majestät zum Geschenk. Dem Feldmarschall stand die Uniform des Seebataillons ausgezeichnet. Er sah um Jahrzehnte jünger darin aus und gefiel sich auch selbst so in ihr, daß er sie noch mehrere Tage lang trug.

Bei Gesellschaften beobachtete der alte Kaiser Wilhelm seinen Feldmarschall wie eine Ballmutter ihre Tochter. Wenn er bemerkt hatte, daß jemand mit ihm sprach, ging er nachher hin und fragte: „Was hat er denn gesagt?"

Der Kaiser war sehr stolz auf seinen Moltke, den er, wie er zu sagen pflegte, eigentlich erst „erfunden" habe, und ließ keine Gelegenheit vorübergehen, ohne ihn in intime Gespräche zu ziehen oder ihm wenigstens, wenn gar keine Möglichkeit dazu war, im Vorüberschreiten ein

Digitized by Google

paar freundliche Worte zuzurufen. Rührend ist dabei, wie er zuweilen bei dem gleichaltrigen Feldmarschall Verständnis suchte für kleine Schwächen, die er sonst seines Leibarztes wegen verheimlichen mußte.

„Ein schöner Tag heute gewesen," flüsterte er eines Abends freudestrahlend Moltke zu, „dreimal Hummersalat gegessen!"

„Und Lauer?" fragte der Feldmarschall.

„Pst! Der darf's nicht wissen!" entgegnete der Kaiser, den Finger auf den Mund legend.

Als die junge Frau Liza von Moltke zum ersten Male bei Hofe erschien, sagte der Kaiser: „Gratuliere! Was haben Sie für eine schöne Nichte bekommen!"

„Es ist auch hohe Zeit, unser Geschlecht zu verschönern," antwortete der Feldmarschall.

Bei Gelegenheit des Fackelzuges zum 70. Geburtstage des Fürsten Bismarck äußerte der Kaiser den Wunsch, auch dem Feldmarschall einmal einen Fackelzug dargebracht zu sehen. Wilhelm II. hat später diesem Wunsche zur Erfüllung verholfen: Am 90. Geburtstage Moltkes zogen viele Tausende von Fackelträgern am Generalstabsgebäude vorüber.

Diese begeisterte Kundgebung hat dem alten Herrn unendlich wohl getan, obgleich er im allgemeinen kein Freund von äußeren Huldigungen war. Gleich nach dem Feldzuge fuhr er einmal mit Herrn von Burt durch die Straßen Berlins und wurde überall mit stürmischen Hurrarufen begrüßt.

„Hätte ich nur eine Schlacht verloren, so würden sie jetzt sagen: Da fährt der alte Esel," flüsterte er seinem Adjutanten zu.

Der Feldmarschall hat oft mit inniger Liebe von

Digitized by Google

seinem guten Kaiser erzählt, und wie viele Äußerungen habe ich nicht von ihm gehört, die davon zeugten, mit welcher zärtlichen Sorge er immer an ihn dachte. Als er die Nachricht von dem Untergang des „Großen Kurfürsten" erhielt, war sein erstes Wort: „Unser armer Kaiser!"

Nach dem Nobilingschen Attentat eilte er sofort ins Schloß, und als er zurückkam, saß er lange Zeit schweigend da, bis er endlich mit einem Ton, der unvergeßlich in mir widerhallt, leise vor sich hin sagte: „Er ist verwundet."

So wird es mir auch ewig im Gedächtnis bleiben, wie er von der Gratulationscour am 80. Geburtstage des Kaisers heimkehrte und bei Tisch erzählte: „Der gute Kaiser war so gerührt, daß er uns beide, Bismarck und mich, umarmte und auf die Backe küßte."

Nur einmal habe ich eine Träne in seinem Auge gesehen: Als er der Familientrauerfeier am Totenbette Kaiser Wilhelms I. beigewohnt hatte und uns schilderte, wie das gesamte Königliche Haus, mit Ausnahme des todkranken Kaisers Friedrich, zugegen gewesen und zuletzt die alte Kaiserin Augusta im Rollstuhl hereingefahren worden sei. —

Zu Kaiser Friedrich stand der Feldmarschall gleichfalls in näheren Beziehungen; er war ja mehrere Jahre lang sein persönlicher Adjutant gewesen und hatte ihn bei der Brautfahrt nach London begleitet. Sofort nach dem Tode Kaiser Wilhelms I. begab sich der Feldmarschall nach Charlottenburg. „Ich bitte Sie, daß Sie sich schonen," schrieb ihm der kranke Kaiser auf, „und nicht zu Fuß dem Trauerzug folgen. Sollten Sie aber meine Bitte nicht erfüllen wollen, so befehle ich es Ihnen."

Tief erschüttert kam der Feldmarschall von der Audienz zurück. Ich war an diesem Abend zugegen und erlaubte

Digitized by Google

mir, ihn zu fragen, wie er den Kaiser Friedrich gefunden habe.

„Es ist unfaßlich, daß eine Krankheit das Äußere eines Menschen so sehr verändern kann," antwortete er; „es ist ja ein anderer Mensch."

Auch viele andere Fürstlichkeiten haben dem Feldmarschall in reichem Maße Beweise ihrer Sympathie gegeben. König Albert von Sachsen versäumte nie, wenn er nach Berlin kam, dem Grafen Moltke einen Besuch abzustatten. Wenn König Victor Emanuel von Italien den Marschall Moltke sah, mochte es in Deutschland oder Italien sein, gab er in seiner temperamentvollen Weise seiner Begeisterung immer dadurch Ausdruck, daß er ihn in seine Arme schloß und küßte. Auch Kaiser Alexander II. von Rußland zeichnete ihn ganz besonders aus, und wenn er in Petersburg war, pflegte der Zar persönlich das Schlafzimmer zu besuchen, um nachzusehen, ob es auch an keiner Bequemlichkeit fehle.

Wie Kaiser Wilhelm II. den treuen Berater seines Hauses geehrt und hochgehalten hat, ist noch in aller Gedächtnis. Aber neben den zahlreichen Beweisen seiner Huld, die in die Öffentlichkeit gedrungen sind, hat er ihm so viele andere gegeben, von denen nur die nächste Umgebung etwas erfahren hat. Und gerade diese waren die schönsten und wohltuendsten.

Es war ihm offenbar Herzensbedürfnis, dem alten Herrn bei jeder Gelegenheit Freude zu machen, und noch nach dem Tode des Feldmarschalls hat diese Gesinnung ergreifenden Ausdruck gefunden: In dem Augenblick, als der im großen Saale des Generalstabsgebäudes aufgebahrte Sarg mit den sterblichen Überresten des Verblichenen aufgehoben wurde, um hinausgetragen zu werden, trat der

Digitized by Google

Kaiser heran, zog unter seinem Mantel einen goldenen Lorbeerkranz hervor, den bis dahin niemand bemerkt hatte, und legte ihn auf das Kopfende des Sarges.

Bei jeder Gelegenheit, auch zu Familienfesten, wurde Moltke von den kaiserlichen Herrschaften eingeladen; zum Beispiel fehlte er mit seiner ganzen Familie nie zu Ostern beim Eierverstecken im Schloß Bellevue. Dem Kaiser, der übrigens Pate bei Wilhelm, dem ältesten Sohne Herrn Helmuth von Moltkes war, sowie der Kaiserin machte es das größte Vergnügen, die Kinder beim Suchen der Eier zu beobachten, die die Majestäten selbst an möglichst schwer zu findenden Stellen versteckt hatten.

Der Feldmarschall berichtet in seinem Briefe an seinen Neffen Wilhelm darüber: „Gestern waren alle Kinder nach dem Bellevuegarten, um Ostereier zu suchen. Der Kaiser war sehr tätig, davon eine Unzahl in den Büschen zu verstecken, und die Kaiserin spielte Katze und Maus mit der kleinen Gesellschaft, die dann mit Schokolade bewirtet wurde und mit reicher Beute an Eiern, Zuckerwerk und Blumen abzog. Es ist ein reizendes Familienleben am Hofe; Gott schütze es."

Auch Moltke erhielt regelmäßig sein Osterei, das in der Königlichen Porzellanmanufaktur hergestellt und mit dem Bilde eines der königlichen Schlösser kunstvoll bemalt war. Er kehrte stets in glücklichster Stimmung von diesen kleinen Familienfesten heim, entzückt von dem echt deutschen Wesen und der Liebenswürdigkeit des Kaiserpaares und der vortrefflichen Erziehung der kaiserlichen Prinzen, die dem alten Herrn stets die Hand reichten, wenn sie ihn begrüßten. Mit Vorliebe beobachtete er den Kronprinzen, in dem sich schon früh das Bewußtsein seiner künftigen Stellung zu regen schien, denn er fragte den Kaiser ein-

Digitized by Google

mal, ob er nicht früher auch Kronprinz gewesen sei. Der Kaiser bejahte diese Frage. „Jetzt bist du aber Kaiser geworden," fuhr der kleine Prinz fort, „also bin ich doch jetzt der Kronprinz?" — „Vorläufig bist du nur ein Prinz, mein Sohn," antwortete der Kaiser.

Daß Kaiser Wilhelm II. zuweilen zum Whistspiel im Generalstabsgebäude erschien, haben wir bereits erwähnt. Als Andenken an diese Besuche bewahrt Frau von Moltke die Probeprägung eines neuen silbernen Fünfmarkstückes, mit dem der Kaiser seinen Spielverlust bezahlt hatte und die dann sofort zum Juwelier wanderte, um zu einer Brosche verarbeitet zu werden.

Auch in Creisau hat Seine Majestät dem Feldmarschall seinen Besuch abgestattet. Von Breslau aus meldete er sich durch ein Telegramm an und traf tags darauf auf dem Bahnhof ein. Moltke ließ sich durch den hohen Besuch nicht aus seiner Ruhe bringen. Alle Vorbereitungen waren sorglich getroffen, und als der Sonderzug einlief, erwartete der greise Heerführer seinen kaiserlichen Herrn vollständig gerüstet, als ob der Besuch seit langer Zeit vorbereitet gewesen wäre.

Digitized by Google

XIII.

In Creisau.

Es war in den ersten Tagen des Juli 1883; ich befand mich seit einigen Wochen in Quesarum, in „unserer Eisbärenregion", wie Frau Liza von Moltke in ihrem liebenswürdigen Einladungsschreiben ihre schöne Heimat scherzweise genannt hatte, als ich aus Creisau folgenden Brief von Herrn Helmuth von Moltke erhielt, der bereits einige Zeit vorher nach Deutschland zurückgekehrt war:

„Creisau, 4. 7. 83.

Lieber Dreßler!

Wenn Sie überhaupt noch die Absicht haben, herzukommen, würde ich Ihnen raten, so bald wie möglich sich auf den Weg zu machen. Mein Onkel Louis mit seiner Tochter bleibt nur etwa noch 14 Tage hier, und der Feldmarschall möchte gern, daß Sie mit ihm zusammen hier sind. Auf Wiedersehen

Ihr ergebener
Helmuth von Moltke."

Es wurde mir schwer, mich von dem herrlichen Aufenthalt in dem gastlichen Hause des Grafen Moltke-Hvitfeldt in Schweden zu trennen. Aber es war ja immer mein Wunsch gewesen, Creisau einmal kennen zu lernen, das in dem Leben des Feldmarschalls eine so wichtige Rolle spielte, und auf diesen Brief hin durfte ich nicht länger zögern. Ich benutzte also das nächste Schiff, das von Malmö nach Stralsund dampfte, und fuhr von dort ohne Aufenthalt über Berlin nach Schweidnitz.

Digitized by Google

Um fünf Uhr morgens kam ich dort an und sollte drei Stunden warten, bis der Zug der Zweigbahn nach Creisau weiterging. Es ließ mir nun aber keine Ruhe mehr; das Verlangen, so bald als möglich wieder zu meinem lieben Feldmarschall zu kommen, war zu mächtig, und da ich erfuhr, daß man den Weg in fünfviertel Stunden zu Fuß zurücklegen könne, nahm ich meine Handtasche und wanderte munter in den schönen Sommermorgen hinaus.

Vor mir lagen in blauem Nebel die Höhenzüge des schlesischen Eulengebirges, rings umher dehnten sich reichbebaute Felder, die in üppigem Wachstum der Ernte entgegenreiften, und von den mächtigen, alten Obstbäumen an der Landstraße lachten die köstlichsten schwarzen Kirschen zu mir nieder. Die freundlichen Landbewohner, die einzeln oder in Scharen zur Arbeit zogen, begrüßten mich mit dem landesüblichen „Gelobt sei Jesus Christus!", und eine eigentümliche, halb andächtige, halb beglückte Stimmung kam über mich.

Zu der Freude an der lieblichen, frischen Natur gesellte sich die sehnsüchtige Erwartung nach dem Heim des Feldmarschalls, von dem ich fast fünfzehn Jahre lang so viel hatte sprechen hören, ohne es zu kennen, und dem ich nun mit jedem Schritte näher kam; unwillkürlich steigerte sich mehr und mehr das Tempo meines Marsches, so daß ich in ein richtiges presto gelangt war, als ich unten vor mir im Tal das Dach des Schlosses zwischen den Wipfeln der hohen Parkbäume hindurchschimmern sah.

Die Straße macht hier einen Umweg. Das war nicht nach meinem Sinn. Obwohl mit den Verhältnissen unbekannt, entschloß ich mich, geradeswegs auf mein Ziel loszugehen. Ich hatte aber meine Rechnung ohne die

Digitized by Google

Parkmauer gemacht, die mir, von oben gesehen, kein besonderes Hindernis zu sein schien. Erst als ich unten im Tal angelangt war, bemerkte ich, daß sie doch ziemlich hoch war. Ich mußte also die Kletterkünste meiner Kindheit wieder auffrischen, kam mit ihrer Hilfe glücklich hinauf, warf meine Reisetasche voran und sprang ihr nach.

Der Park lag aber noch tiefer als das Gelände draußen und war so feucht von dem Morgentau, daß ich ausglitt und auf mein Reisegepäck zu sitzen kam. Gleichzeitig hörte ich die scheltende Stimme eines in der Nähe arbeitenden Mannes, der mir in unverfälschter schlesischer Derbheit klar zu machen suchte, daß ich bei diesem Spaß Hals und Beine hätte brechen können. Ich verstand nur die Hälfte von dem, was er sagte, sah aber aus seinen Mienen, daß er mich für ziemlich verdächtig hielt. Ich sagte ihm deshalb, daß ich nach dem Schloß wolle, um den Feldmarschall zu besuchen. Darauf zog er sofort die Mütze und führte mich nach dem großen Wirtschaftshof, an dessen gegenüberliegendem Ende das Schloß sich erhob.

Auf demselben Richtweg, den mich die Sehnsucht geführt hatte, ist acht Jahre später der Zug gewandelt, der den Feldmarschall zur letzten Ruhe nach Creisau geleitete. Nur war über die Mauer eine hölzerne Treppe gebaut, auf welcher der Sarg in den Park hinübergetragen wurde.

Als ich die Glocke am Schloßportal ziehen wollte, kam mir Herr Helmuth von Moltke schon entgegen: der Feldmarschall, der mich vom Fenster seines Arbeitszimmers aus über den Hof kommen gesehen, hatte mich bereits den Herrschaften angekündigt, die eben beim Frühstück saßen.

Unbewußt hatte ich mit meiner Morgenwanderung nicht nur mir eine köstliche Erfrischung, sondern auch dem Feldmarschall eine kleine Freude bereitet. Es berührte ihn

Digitized by Google

sympathisch, daß ich ohne großes Gepäck, ohne Wagen oder Träger gekommen war, ohne erst die Klingelbahn abzuwarten. Nachdem ich die jungen Herrschaften begrüßt und meine Aufträge aus Schweden ausgerichtet hatte, ging ich zu ihm. Ich fand ihn zu meiner größten Freude frisch und in bester Laune. Er empfing mich auf das freundlichste und befragte mich über die Herreise und ob ich schon ein Zimmer erhalten hätte.

„Gewiß, Exzellenz," antwortete ich, „da müßte ja keine Frau Liza im Hause sein!"

Er schien sich über diese Antwort zu freuen und sagte, mir die Hand reichend: „Na, dann stärken Sie sich nur erst." Ich fand die Herrschaften noch am Frühstückstisch versammelt, und bald darauf setzte sich auch der Feldmarschall zu uns.

Nach dem Frühstück forderte er mich zu einem Spaziergang auf.

Es war sein größtes Vergnügen, seine Gäste in dem Tuskulum herumführen zu können, an dem er selbst mit so inniger Liebe hing.

„Wenn Du Creisau in voller Schönheit sehen willst, mußt Du bald kommen. Die Belaubung ist prachtvoll, auch nicht ein Maikäfer, nicht eine Raupe hat es angerührt. Die Wiesen sind bedeckt mit zahllosen Heuhaufen des ersten Schnitts, und morgen geht es an das Einfahren. Der Rotdorn steht in voller Pracht, und tausend Knospen des Rosenstockes an der Kapelle sind im Aufblühen. Und niemand ist hier von den Geschwistern, denen ich die Herrlichkeit zeigen kann," schrieb er einmal an seinen Bruder Ludwig.

Wir gingen hinaus in den Park. Es war ein selten schöner Morgen. Die Natur jauchzte in Sommerlust. Vor uns standen die herrlichsten alten Bäume. Bei einem von

Digitized by Google

ihnen blieb der Feldmarschall stehen und sagte: „Eine schöne Buche, nicht wahr?"

„Entschuldigen Exzellenz, aber bei uns zu Hause nennt man das Eiche," antwortete ich.

Er hatte mich auf die Probe stellen wollen. Bei Gelegenheit eines musikalischen Gespräches war einmal die Rede darauf gekommen, daß für Liszt eine schöne Rasenfläche gar nicht existierte, weil er farbenblind war, und daß er auch kein Ohr für den Nachtigallengesang hatte. Hieran mochte der Feldmarschall sich jetzt wohl erinnern und meinen Sinn für die Natur in ähnlicher Weise einschätzen. Daß ich den Hieb hatte parieren können, machte ihm offenbar Vergnügen, und als ich noch hinzufügte, daß mir ein schöner Baum oft schon mehr Freude gemacht habe als mancher Mensch, wurde er gesprächig und zeigte mir mit sichtlichem Wohlbehagen alle seine Lieblingsplätze.

„Es ist nie zu spät, etwas Gutes zu tun," sagte er, mich zu einer schönen Baumgruppe führend. „Ich habe erst kurz vor meinem 70. Jahre angefangen, Bäume zu pflanzen, und erlebe doch noch die Freude daran."

Auch die Tannenpflanzung zeigte er mir, durch die er den Blick auf die Eisenbahn zu verdecken gewußt hatte.

Dann gingen wir weiter in den Park hinein. Eine anmutige Szenerie löste die andere ab, und überall erkannte man die liebende Fürsorge des Gartenfreundes. Manche Plätze pflegte der Feldmarschall auch noch besonders zu schmücken, mit Sandsteinstatuen, Eisenvasen oder auch Keramiken. So hatte er einmal auf dem Boden des Schlosses die Trümmer eines alten Majolikaofens gefunden. Die Bruchstücke — alte künstlerische Arbeit — gefielen ihm so, daß er sie auf einer Anhöhe zur Einfassung eines Blumenbeetes benutzen ließ.

Digitized by Google

An einem besonders herrlichen Punkte blieb ich stehen und rief voller Verwunderung aus: „Wie schön ist das! Wie wundervoll sich eines vom anderen abhebt. Jeder Baum kommt in seiner besonderen Schönheit zur Geltung. Man kann sich hinstellen, wo man will, überall hat man ein schönes Bild!“

„Es ist auch alles wohl vorbedacht,“ entgegnete er. „Die Wege sind von mir selbst angelegt, und ich habe manchen Baum verpflanzen müssen.“

Wir kamen zu einer herrlichen Eiche, unter deren Zweigen ein Tisch und eine Bank standen.

„Hier ist mein lauschiges Plätzchen, ich halte mich zu gern da auf,“ sagte er, darauf hinweisend. „Hier entwerfe ich meine Gartenpläne, und oft ruhe ich mich hier aus.“

Die Eiche war des Feldmarschalls Lieblingsbaum.

Herr Helmuth von Moltke, der uns bis dahin begleitet hatte, verabschiedete sich nun, um zum Postamt zu gehen, und wir wanderten allein weiter. Der Park nahm allmählich einen weniger gepflegten Charakter an, und mein Führer sagte in bezug darauf:

„Hier muß noch viel geschehen. Ich bin noch lange nicht fertig. Sollte es mir aber beschieden sein, noch einige Jahre zu leben, so sollen es meine Nachkommen hier schön haben.“

Die Vorsehung segnete ihn noch nach seinem Tode in seinen Großneffen, von denen der eine, Helmuth von Moltke, genannt Muthi, der zukünftige Majoratserbe von Creisau, mit solch hervorragendem musikalischen Talent begabt ist, daß sein Gesang das Gepräge eines echten Künstlers trägt — sowie der Sohn des Oberpräsidenten von Moltke, Hans Adolph, der in einer Schüleraufführung in Potsdam kürzlich den König Kreon in der „Antigone“ in

Digitized by Google

so großer Auffassung darstellte, daß die Kritik sein Spiel mit dem Wort verblüffend bezeichnete.

Auf dem Wege fing der Feldmarschall an, sich zu bücken und Blumen zu pflücken, die in reicher Zahl am Wege standen: Glockenblumen, Kornblumen, Hahnenfuß, Gänseblümchen und auch zierliche Gräser. Es machte mich besorgt, ihn so oft sich bücken zu sehen. Ich pflückte deshalb ebenfalls einige Blumen, die er mit Dank von mir annahm, ohne sich doch selbst in seiner Arbeit stören zu lassen.

So gelangten wir zum Fuße einer Anhöhe. Hier hielt er einen Augenblick inne und sagte, auf den breiten Weg zeigend, der durch eine junge Schonung aufstieg: „Hier kommen wir zu dem Mausoleum, das ich für meine Frau und mich gebaut habe."

Jetzt begriff ich, zu welchem Zwecke er vorhin den Strauß gepflückt hatte.

Langsam emporsteigend, schritten wir dahin. Nach einer Pause nahm er wieder das Wort und sagte: „Dieser Berg war früher ganz kahl und nur teilweise mit häßlichem Gestrüpp bewachsen. Ich pflanzte diese Bäume. Es wird mal schönen Schatten geben."

So kamen wir zu dem schlichten, edlen Bauwerk, das er sich dort oben zur letzten Ruhestätte errichtet hatte. Er öffnete die Pforte und ging hinein, während ich mit entblößtem Haupte am Eingang stehen blieb. Alles um uns her lag in tiefstem Schweigen. Eine heilige Stille waltete hier oben. Ich sah, wie der liebe alte Herr sein Sträußchen auf den Sarkophag seiner Gattin niederlegte, und eine so tiefe Ergriffenheit kam über mich, daß ich mich der Tränen nicht erwehren konnte. Als er meine Bewegung bemerkte, kam er heraus, nahm mich am Arm, führte mich ein paar Schritte weiter und sagte, auf das

Digitized by Google

herrliche Landschaftsbild deutend, das sich hier dem Blicke darbot:

„Sehen Sie sich mal diese wunderschöne Gebirgskette an. Ich habe diesen Platz gewählt, damit ich sie auch im Tode immer vor mir habe."

Wir stiegen an der anderen Seite des Berges wieder hinab, und zwar auf Serpentinen, weil der Abfall hier ziemlich steil ist. Am Fuß tritt die Wand der Anhöhe hufeisenförmig zurück, so daß man von hier aus das Mausoleum sehen kann. An dieser Stelle ist eine Gruppe von herrlichen Bäumen gepflanzt: Linden, Platanen, Ahorn, Tuja, Birken, Trauerweiden, alles bunt durcheinander und doch in der Gesamtheit von wunderbarer Harmonie.

„Welche Fülle von schönen Bäumen," rief ich begeistert aus.

„Hier sollen meine Nachkommen ihre Ruhestätte haben," sagte der Feldmarschall.

Die erste Tote, die hier beigesetzt wurde, war seine Schwägerin, die Bewohnerin des „Berghäuschens", die im Frühjahr 1902, nahezu 90 Jahre alt, starb. Man kann sich kaum einen stimmungsvolleren Ort für eine letzte Ruhestätte denken als diesen von dunklen Tannen eingefaßten Rasenplatz. An der anderen Seite des Hügels hat der jetzige Majoratsherr, Graf Wilhelm von Moltke, der Gemeinde Creisau mehrere Morgen Landes zur Anlegung eines Kirchhofes geschenkt, der mit einer Kapelle geschmückt ist und auf dem jetzt die Creisauer, die früher auf den Friedhof zu Grädits angewiesen waren, ihre Toten begraben. Ebenso hat der Graf die Tür des Mausoleums, die früher massiv war, durch eine kunstvolle schmiedeeiserne Renaissancetür ersetzen lassen, durch deren Gitterwerk dem Draußenstehenden der freie Blick auf die Särge ermöglicht ist.

Digitized by Google

Allsonntäglich pilgern Hunderte aus der Umgegend nach Creisau. Mit der Bahn, zu Wagen, zu Fuß kommen sie oft von weit her, um die dem Andenken des großen Feldmarschalls geweihten Stätten zu besuchen und Blumen auf der Schwelle des Mausoleums niederzulegen, so daß Creisau heute wieder zu einem Wallfahrtsort geworden ist, wie es, nach seinem Namen zu schließen, in alten Zeiten einer war. Der Ort hieß früher Chrysana = Christenbetort, ebenso wie das zu der Moltkeschen Besitzung gehörende Nachbargut Wierischau — Wieryszot — Glaubensort bedeutet. Infolgedessen ist es ungerechtfertigt, Creisau in Kreisau zu verwandeln, und Graf Wilhelm von Moltke hält sehr darauf, daß es, der alten Bedeutung entsprechend, mit einem C geschrieben wird.

Auf dem Heimwege vom Mausoleumshügel machten wir noch einmal Halt bei einer kleinen Anlage von allerhand Buschwerk, und der Feldmarschall bemerkte:

„Hier ruht mein gutes, altes Pferd, das mich im französischen Feldzuge getragen hat. Ich habe ihm das Gnadenbrot gegeben."

Dann kehrten wir nach Hause zurück, gerade noch zur Zeit, daß ich mich zum Mittagessen zurecht machen konnte; denn wir waren gegen drei Stunden unterwegs gewesen.

Nachdem die Suppe gereicht war, erlebte ich eine Überraschung, die mir meinen berühmten Wirt in einer ganz neuen Tätigkeit zeigte; er holte plötzlich eine Fliegenklatsche hervor, stand auf und schlug nach einer Fliege, die am Kronleuchter saß. Die Fliege entkam, aber ein Stück Kristall fiel herunter. Frau Liza von Moltke beobachtete diesen Vorgang mit besorgten Blicken. Er bemerkte das, und indem er sich wieder hinsetzte,

Digitized by Google

sagte er achselzuckend und etwas betroffen: „Sport!“ Später habe ich ihn in Creisau, wo allerdings viele Fliegen waren, noch oft diesem Sport nachgehen sehen; im Hause hatte er seine Fliegenklatsche fast stets zur Hand.

Nach Tisch wurde angespannt, und wir fuhren spazieren, nur Frau von Moltke blieb zu Hause, da sich zum Abend die Gräfin Pückler-Weistritz angesagt hatte, die in der Nachbarschaft wohnte und eine ganz besondere Verehrung für den Schloßherrn von Creisau hegte.

Der General nahm im Fond des Wagens Platz, Herr von Moltke und ich setzten uns ihm gegenüber auf den Rücksitz. Als wir in eine schöne Kirschenallee einbogen, wo eben die Obstpflücker bei der Arbeit waren, ließ der Feldmarschall plötzlich halten und kaufte Kirschen, die er mir übergab. Er liebte solche kleine Aufmerksamkeiten. Was uns beide aber überraschte, war, daß er selbst sich der Mühe unterzog, sein Portemonnaie hervorzuholen, eine Tätigkeit, die ihm wenig sympathisch war.

Man hat ihm oft eine übergroße Sparsamkeit vorgeworfen. Ich habe aber zahlreiche Beweise davon erlebt, daß man ihn in dieser Beziehung nicht verstanden hat. Er war haushälterisch. Unnötigen Ausgaben, deren Zweck ihm nicht einleuchteten, ging er aus dem Wege.

Für seine Person ging er in der Einschränkung der Ausgaben allerdings so weit als möglich. Aus welchen edlen Beweggründen er das aber tat, zeigt eine Bemerkung in einem Briefe an seinen Bruder Ludwig vom 12. April 1882:

„Nun kannst Du Dir auf Deine alten Tage auch etwas mehr zugute tun als bisher. Ich habe mir das auch selbst vorgenommen, aber es gehört ein Entschluß dazu; man hat sich die verwünschte Sparsamkeit so an-

Digitized by Google

gewöhnt, daß nur schwer davon loszukommen ist. Wenn indes für alle Angehörigen gesorgt ist, so hat man wirklich die Verpflichtung, an sich selbst zu denken."

Er sparte für seine Person zugunsten der Seinen.

Im übrigen aber kargte er niemals. Der Griff ins Portemonnaie war ihm unangenehm; hatte er es einmal in der Hand, so war es ihm gleich, ob er zehn Pfennig oder 100 Mark herausnahm. Wer einer Hilfe wert war, ging nie leer aus, sobald er sich an ihn wendete. Als der Sohn eines seiner ersten Adjutanten, der in bescheidenen Verhältnissen lebte, Offizier wurde, schenkte er ihm, ohne Aufhebens davon zu machen, die ganze Equipierung. Solcher Beispiele weiß ich genug. Und immer gab er freudigen Herzens, mochte aber nicht, daß man ihm persönlich dankte.

Auch an einem meiner Hauswirte, einem armen Schneider, bei dem ich 13 Jahre lang wohnte, hat der Feldmarschall einmal seine unendliche Güte betätigt. Vor dem Feldzuge nahm Herr von Burt seine Gesangstunden in meiner Wohnung. Bei welcher Gelegenheit er den Mann kennen lernte, der trotz redlichen Strebens nicht vorwärts kommen konnte. Er erzählte seinem Onkel davon, und nun bekam mein Schneider Arbeit genug, denn alle Kleidungsstücke für August und die übrige Dienerschaft wurden bei ihm bestellt, und später erhielt er obendrein noch einen Posten als Garderobier am Königlichen Opernhause.

Hier hat sich Heidmann — so hieß der etwas seltsame Kauz — durch ein unbeabsichtigtes Zusammentreffen mit Kaiser Wilhelm I. unsterblich gemacht. General Moltke hatte sich nämlich zum ersten Male eine weiße Weste bei ihm machen lassen, und diese Ehrung stieg ihm dermaßen

Digitized by Google

zu Kopfe, daß er wie geistesabwesend auf der Bühne herumlief und es gar nicht bemerkte, daß schon das Zeichen zum Aufziehen des Vorhanges gegeben worden war. Im letzten Augenblicke stürzte er in die Kulissen und rannte dabei geradezu in die Arme des Kaisers, der sich mit dem Generalintendanten unterhielt. Vor Schreck und Angst erbleichend, stand Heidmann wie angewurzelt da, bis der Kaiser, der die Verlegenheit des Unglücklichen bemerkte, ihn freundlich ansprach und ihn mit den Worten an sich vorbeiließ: „Gehen Sie nur. Es tut nichts."

Als der Feldmarschall dies erfuhr, amüsierte er sich köstlich und sagte: „Wenn er schon über einer weißen Weste eine Majestät übersieht, was wird er dann erst anrichten, wenn man einen ganzen Anzug bei ihm bestellt." Trotzdem blieb aber Heidmann bis zu seinem Tode Hausschneider im Generalstabsgebäude.

In seiner gütigen Teilnahme für die Verhältnisse aller ihm Nahetretenden fragte der Feldmarschall auch mich öfters nach meinem persönlichen Ergehen und nach meiner Wohnung, und als ich mich einmal in einem Übergangsstadium befand, gestattete er, wie ich vermute, durch gütige Vermittlung der Frau Liza von Moltke, daß ich vier Wochen bei ihm im Generalstabsgebäude wohnen durfte. Am ersten Morgen wurde ich gefragt, ob ich mit meinem Bett zufrieden wäre. Ich war so offen, zu sagen, daß ich es ein bißchen zu weich gefunden habe. Als ich mich am Abend niederlegen wollte, hatte man diesem Mangel gründlich abgeholfen: Ich fand unter dem Laken ein großes blechernes Präsentierbrett. — Da hatte ich meinen Denkzettel.

Daß diese vier Wochen zu den schönsten Erinnerungen meines Lebens gehören, brauche ich wohl nicht erst zu

Digitized by Google

versichern. Unvergeßlich wird mir der Ruf des Herrn Helmuth von Moltke bleiben, mit dem ich allmorgendlich geweckt wurde: „Raus aus der Klappe!“

Auf unseren Spazierfahrten in Creisau wurde der Feldmarschall oft sehr gesprächig, beobachtete mit lebhaftem Interesse alle Vorgänge auf den Feldern, an denen wir vorüberkamen, und erzählte uns folgende Geschichte von einem Pastor aus der Umgegend, der durch ein salomonisches Urteil einen ehelichen Zwist aus der Welt geschafft hatte.

Eines Tages kam eine Bäuerin in das Pfarrhaus und erklärte jammernd, sie müsse sich von ihrem Manne scheiden lassen.

„Warum denn,“ fragte der Pfarrer, „Ihr habt doch bisher so gut miteinander gelebt?“

„Ja, sehn Sie, Herr Pfarrer, wenn er mich geprügelt hätte, — dafür ist er mein Mann. — Aber er hat heute zu mir ‚Subjekt‘ gesagt, und das kann ich mir nicht gefallen lassen.“

„Ja, ja, das ist allerdings schlimm,“ meinte der Pfarrer kopfschüttelnd. „Aber ich kann es mir kaum denken. Habt Ihr Euch auch nicht verhört? Hat er wirklich gesagt ‚Subjekt‘ und nicht am Ende ‚Objekt‘?“

Die Bäuerin sah den Pfarrer verdutzt an, blickte dann verwirrt zu Boden und zupfte verlegen an ihrer Schürze.

„Seht Ihr wohl,“ fuhr der Pfarrer fort, „Ihr werdet Euch verhört haben. Es ist nichts.“

„Also brauche ich mich nicht scheiden zu lassen?“ rief die Frau, „und kann wieder nach Hause gehen?“

„Gewiß könnt Ihr das. Ja, wenn er ‚Subjekt‘ zu Euch gesagt hätte, so wäre das allerdings ein Scheidungsgrund. Aber ‚Objekt‘ — das hat nichts zu bedeuten.“

Als wir nach Hause fuhren, erklangen von der Kirche

Digitized by Google

des benachbarten Dorfes die Glocken, die den Sonntag einläuteten.

„Was für einen wundervollen Ton haben diese Glocken," sagte ich.

„Ja, sie sind auch von gutem Metall," entgegnete der Feldmarschall erfreut, daß mir das aufgefallen war. „Als der Kaiser mir nach dem Feldzuge fünf französische Geschütze schenkte, nahm ich drei davon und ließ diese Glocken daraus gießen."

Schweigend lauschten wir den Klängen. Ein zarter Nebelhauch senkte sich über die Felder nieder und kündigte den Abend an. In Scharen zogen die Arbeiter heim. Ehrfurchtsvoll blieben sie stehen, wenn wir vorüberfuhren. Der Feldmarschall rief ihnen einen „Guten Abend" zu. Im Chor erschallte ihr Gruß zurück, und man sah es ihnen an, mit welcher Liebe und welchem Stolz sie an ihrem Herrn hingen, ihrem „großen General", wie sie ihn nannten.

Im Schloß trafen wir bereits die Gräfin Pückler an. Ich wurde vorgestellt, und die Gräfin zog mich in liebenswürdiger Weise in ein Gespräch, das sich namentlich um ihren Sohn, den Grafen Karl Pückler-Weistritz, drehte, der mein Schüler war und hervorragend Klavier spielte. Hierauf gingen wir in den Salon, und es wurde Musik gemacht.

Herr Helmuth von Moltke, der inzwischen bei Professor Robert Hausmann seine Studien fortgesetzt und sein Spiel zu einer bedeutenden Vollkommenheit entwickelt hatte, trug mit feinem Geschmack das Larghetto von Mozart und andere Stücke vor. Ich begleitete am Klavier und spielte dazwischen auch einige Solonummern.

Dann kam auch der Graf Pückler, und wir gingen zu

Digitized by Google

Tisch. Das Gespräch war sehr lebhaft und berührte die verschiedensten Gebiete.

So erzählte der Graf, er habe in Koblenz auf dem Kirchhof einen Grabstein gesehen, der von einer Mutter berichte, die 21 Söhne zur Welt gebracht habe, die alle bei dem Begräbnis der Mutter zugegen gewesen seien. Hierauf bemerkte der Feldmarschall: „Es kommen allerdings die ungewöhnlichsten Dinge in der Welt vor. Eine Gräfin Moltke in Dänemark gab vier Söhnen zu gleicher Zeit das Leben."

Er erzählte dann von seinen Reisen, namentlich von Rom, und flocht folgende kleine Geschichte ein:

„Durch ihre Neugierde getrieben, beteiligte sich eine Dame, die ihre evangelische Richtung immer sehr zur Schau trug, an einem Empfange seitens des Papstes Pius IX. Es ist nun Sitte, daß die zum Empfang zugelassenen Personen beim Eintritt des Papstes niederknieen, um seinen Segen zu empfangen. Diese Dame jedoch blieb stehen. Da trat der würdige, alte Herr auf sie zu und sagte: ‚Der Segen eines alten Mannes kann dir keinen Schaden bringen, meine Tochter.'"

Ferner erzählte er, daß er einst mit einer römischen Fürstin in ein Gespräch über Wagner geraten sei. Die Fürstin war eine glühende Verehrerin des Meisters, und als er einige Einwendungen gemacht, habe sie ausgerufen: „Was wollen Sie! Uns Wagnerianern ergeht es wie den Alkoholtrinkern; sie wissen, daß sie dabei umkommen, und trinken ihn doch."

Auch auf die Kunst kam die Rede, und die Gräfin, die durch die Zeitung auf die Moltkebüste aufmerksam gemacht worden war, die Reinhold Begas für die Nationalgalerie geschaffen hatte, fragte den Feldmarschall, wie diese Büste ihm gefalle.

Digitized by Google

„Er hat mich erschreckend ähnlich gemacht," antwortete derselbe.

Bald nach neun Uhr empfahlen sich die gräflichen Gäste, und auch der Hausherr, der in Creisau noch früher aufzustehen pflegte als in Berlin, zog sich zurück. Der erste, unvergeßlich schöne Tag in Creisau war zu Ende.

* * *

Als wir am anderen Morgen gegen neun Uhr beim Frühstück saßen, kehrte der General schon von einem längeren Spaziergang im Parke zurück. Er war sehr aufgeräumt, pries das herrliche Wetter und erzählte, daß er ein Wachtelnest entdeckt habe.

„Es sind fünf Junge drin," schloß er. „Daß mir nur die Kinder nicht herangehen; denn die Wachtel verläßt sofort ihr Nest, wenn eine Menschenhand eins ihrer Jungen berührt hat."

Dann fragte er mich, ob ich ihn zur Kirche begleiten wolle. Ich dankte ihm bejahend für die Aufforderung, und nachdem er seinen grauen Gartenpaletot mit dem schwarzen Rock vertauscht hatte, gingen wir.

Der etwa halbstündige Weg nach der Kirche, den der alte Herr jeden Sonntag, bei gutem und schlechtem Wetter, zu Fuß zurücklegte — denn er war bis zuletzt ein guter Fußgänger und ging nicht selten bis nach Schweidnitz, fünfviertel Stunden weit — führte durch den Park nach der Chaussee. Hier begegnete uns eine Bauersfrau, die ein Kind auf dem Arme trug und einen kleinen Knaben an der Hand führte. Als sie den Feldmarschall bemerkte, blieb sie stehen und sagte zu ihrem Jungen:

„Siehst du, das ist der gute Onkel, der dir den neuen Anzug und die Sparbüchse geschenkt hat."

Digitized by Google

Es war rührend zu sehen, mit wie großen Augen der Kleine seinen Wohltäter betrachtete, der, vertieft in seine Gedanken, von diesem Vorgang nichts bemerkte.

Später erfuhr ich, daß diese Sparbüchse eine allgemeine Einrichtung in Creisau war. Um von Haus aus eine Anregung zur Sparsamkeit zu geben, schenkte er allen Kindern, die er bei Übernahme des Gutes vorfand oder die nachher hinzukamen, eine Sparbüchse mit einer Mark. Eine zweite Mark erhielten sie, sobald sie selbst sich eine Mark hinzugespart hatten.

Überhaupt beschäftigte er sich lebhaft mit dem persönlichen Wohlbefinden seiner Arbeiter und erblickte darin das wirksamste Mittel, um der Leutenot vorzubeugen, über die von anderen Landwirten so schwer geklagt wurde, die er selbst aber infolge seiner Fürsorge niemals kennen gelernt hat. Er richtete einen Kindergarten ein, in dem die Kleinen den ganzen Tag über unter Aufsicht einer Diakonissin spielen konnten, wenn die Eltern im Felde waren, und freute sich an ihrem Treiben. In der Zeit meines Creisauer Aufenthaltes wurde ein Kinderfest abgehalten. Mit welcher Liebe schaute er den Spielen der kleinen Gesellschaft zu. Wie auch hätte er, der jedes Bäumchen auf seinem Besitztum hegte und pflegte, der Kinder vergessen sollen? Aber er war ebenso für die Eltern ein Vater. Selbst als er in Frankreich war, mußten ihm der Pastor oder Inspektor von allen Einzelheiten Mitteilung machen, und er fand immer Zeit, Rat zu schaffen und zu helfen, wo zu helfen war.

Eine große Stütze war ihm hierbei in späteren Jahren Frau Liza von Moltke, die, solange sie in Creisau weilte, stets selbst in die Häuser der Arbeiter ging, um nach dem Rechten zu sehen. In Krankheitsfällen sorgte sie für schnelle

Digitized by Google

Hilfe, ließ den Doktor holen oder half bei leichteren Erkrankungen auch wohl selbst mit ihrer Hausapotheke. Genesende wurden in der Herrschaftsküche beköstigt, und wo es nur anging, war sie mit Rat und Tat bei der Hand. So befolgte sie das schöne Beispiel ihrer Mutter, die in Oveſarum eine arme, kranke Bäuerin, die durch eine Lähmung an das Bett gefesselt war, siebzehn Jahre hindurch mit unermüdlicher Sorgfalt gepflegt hatte. —

Die alte, kleine Grädityer Kirche war dicht gefüllt. Als wir eintraten, erhoben sich alle und setzten sich erst wieder, nachdem der General in seinem Gestühl Platz genommen hatte, an dem jetzt eine silberne Platte mit Inschrift an seinen früheren Inhaber erinnert. Auch von den benachbarten Gütern waren die Herrschaften, meist mit ihren Familien, gekommen, und schon vor Beginn des Gottesdienstes brachte die Anwesenheit des Feldmarschalls eine weihevolle Stimmung in die Gemeinde.

Mit ihm ließen sich auch seine sämtlichen Angehörigen in dem Patronatsgestühl nieder: seine Schwägerin, die Witwe seines Bruders Adolf, mit ihrer unverheirateten Tochter Luise, die, wie erinnerlich, im sogenannten Berghäuschen wohnten, sein Neffe Helmuth und dessen Gattin.

Die Predigt war kurz und auf das Verständnis der Landleute zugeschnitten. Nach dem Gottesdienst unterhielt sich der Feldmarschall noch eine Weile mit dem Pastor.

Dann traten wir den Heimweg an. Unterwegs entdeckten wir einen umgeknickten jungen Baum. Der Feldmarschall untersuchte ihn sorgfältig von allen Seiten und bemühte sich, ihn mit seinem Taschentuch wieder aufzubinden. Als dies aber nicht glücken wollte, sagte er:

„Da muß ich morgen früh gleich heraus, um ihn zu stützen."

Digitized by Google

Ich erlaubte mir einzuwenden, daß das doch der Gärtner besorgen könnte. Das lehnte er aber sehr energisch ab und meinte, solange noch eine Faser lebendig sei, könne der Baum noch gerettet werden; das aber müsse er selbst besorgen.

Nach dem Mittagessen sah ich ihn auch bereits einen passenden Pfahl in der Gerätkammer des Gewächshauses heraussuchen, und als ich ihn am nächsten Morgen gegen 8 Uhr bat, mich doch mitzunehmen und mir zu zeigen, wie er die Operation ausführe, lachte er mich aus und sagte:

„Der Baum? Der ist schon längst in Ordnung."

Als wir anderen noch in den Federn lagen, war er schon zu dem Patienten an der Landstraße hinausgewandert, und in der nächsten Woche unterließ er es an keinem Tage, ihm einen Besuch abzustatten, und zwar immer auf dem kürzesten Wege. Denn wie er beim Sprechen stets den knappsten Ausdruck zu finden wußte, so hatte er auch einen feinen Instinkt, überall die kürzesten Richtwege herauszufinden. Noch heute sagen die Leute, wenn man sie nach dem kürzesten Wege fragt: „Gehen Sie nur da, da ist der alte Herr gegangen."

Am Abend wurde wieder musiziert; es kamen dazu auch Frau und Fräulein von Moltke vom Berghäuschen herüber, denen ich am Tage darauf meine Aufwartung machte.

Herr Helmuth von Moltke begleitete mich zu seiner Mutter. Das kleine Haus lag etwa 20 Minuten vom Schloß entfernt auf einer Anhöhe am Rande des Waldes, umgeben von einem sorgfältig gepflegten Blumengarten: ein Schmuckkästchen außen wie innen. Die beiden Damen hatten sich hier so behaglich eingerichtet, daß eine wohltuende, beruhigende Stimmung einen anheimelte, sobald

Digitized by Google

man nur über die Schwelle trat. Die Zimmer waren mit schönen alten Möbeln aus der Zeit der Königin Luise ausgestattet, an den Wänden hingen wertvolle Familienbilder, und selbstgearbeitete Vorhänge, Decken und Kissen erzählten von der Liebe, mit der die Bewohnerinnen ihr trauliches Heim geschmückt hatten.

Im Salon stand auch ein ehrwürdiger Flügel, und Frau von Moltke bat mich, ihn einmal zu versuchen. Es war ein Instrument aus dem Anfang des 19. Jahrhunderts. Seinerzeit mochte es ein hervorragendes Stück gewesen sein und klang noch immer weich und melodiös. Mozart würde seine Freude daran gehabt haben, und ich spielte deshalb sein Rondo in A-moll. Ich war selbst überrascht über die Wirkung.

Die Mozartsche Komposition und das Instrument harmonierten so wunderbar miteinander, wie es auf modernen Klavieren niemals der Fall sein kann, und es kam mir bei dieser Gelegenheit so recht zum Bewußtsein, wie sehr doch die Wirkung einer Komposition abhängig ist von den Ausdrucksmitteln, und daß wir die Sprache Mozarts eigentlich nur wie in einer Übersetzung genießen, wenn sie uns durch unser heutiges, vervollkommnetes Klavier zu Gehör gebracht wird.

Die alte Dame merkte bald, wie mich das Instrument fesselte. Nichts hätte ihr größere Freude bereiten können, und die Folge davon war, daß ich nach einer Stunde noch dasaß und Mozart spielte.

Als wir nach Hause kamen, erzählte ich das dem Feldmarschall und bat ihn, drüben einmal ein kleines Mozartkonzert veranstalten zu dürfen. Er verstand sofort meine Begeisterung und willigte gern ein.

In den nächsten Tagen wurde der Plan denn auch

Digitized by Google

verwirklicht, und Frau von Moltke hatte bei dieser Gelegenheit noch die besondere Freude, das schöne Spiel ihres Sohnes, das sie sonst nur im Schlosse genießen konnte, auch einmal in ihrem eigenen, trauten Heim erklingen zu hören. Mit heimlicher Glückseligkeit erzählte sie mir, daß er schon als siebenjähriger Knabe, als er das erstemal Cello spielen hörte, dadurch so erregt worden sei, daß er die Nacht unruhig geschlafen und am nächsten Morgen unablässig gebeten habe, er möchte auch So-machen lernen, wobei er die Bewegungen des Bogens nachahmte. Und nun war er wirklich ein Meister dieses Instrumentes geworden.

Wie viele Erinnerungen mögen die Töne, die er seinem Cello entlockte, in der Seele der lieben alten Dame wachgerufen haben!

Als wir von diesem kleinen Familienkonzert in ziemlich später Stunde nach Hause fuhren, machte uns der Feldmarschall auf den wundervollen klaren Sternenhimmel aufmerksam.

„Um diese Jahreszeit steht der große Bär senkrecht über Schottland," bemerkte er, und alles blickte natürlich in die Höhe.

Selbst August, der Kutscher, der sonst nur auf seine Pferde sah, dabei aber wie ein Schwamm jedes Wort seines Herrn aufsog, konnte sich nicht enthalten, diese allgemeine Bewegung mitzumachen und mit aufgesperrtem Munde das erwähnte Tier am Himmel zu suchen. Er wurde in dieser außerdienstlichen Beschäftigung aber sehr bald gestört; denn abermals erklang die Stimme seines Herrn, und zwar diesmal in einem Ton, der seine Neugierde weniger anstachelte.

„August, passen Sie auf die Pferde auf! Fahren Sie

Digitized by Google

uns nicht in einen Graben!" Und wohl selten in seinem Leben hat August seinen Kopf schneller den Pferden wieder zugewendet als in diesem Augenblick.

* * *

Die nächste freie Zeit benutzte ich dazu, mir das Schloß etwas näher anzusehen.

Es war vor dem großen Umbau, den der jetzige Majoratsherr damit vornehmen ließ, ein ziemlich schmuckloses, großes Gebäude, an dessen Rückseite die Peile, ein kleiner Nebenfluß der Weistritz, vorüberströmte, der von Zeit zu Zeit Überschwemmungen verursachte, die zuweilen sogar den Creisauer Schloßherrn vorzeitig vertrieben. Von dem großen Hofe her, der rings umher von Ställen eingefaßt und gegen das Schloß durch eine mit einer Büste Kaiser Wilhelms I. geschmückte Baumhecke abgeschlossen wurde, gelangte man über eine kleine Rampe, vor der zwei große französische Geschütze aufgestellt waren, zunächst in einen gewaltigen Vorraum. Linker Hand lagen die Zimmer des Feldmarschalls, auf der anderen Seite die der jungen Herrschaften.

Eine breite Treppe, vor der auf einem Granitsockel eine bronzene Reiterstatuette Kaiser Wilhelms I. stand, führte dem Eingang gegenüber in das erste Stockwerk empor. Dort befanden sich die Gesellschaftsräume und Fremdenzimmer. Die Gesellschaftszimmer gruppierten sich um einen großen Saal herum und bildeten schon damals ein förmliches Museum von Andenken und kostbaren Geschenken aller Art, die der General im Laufe seines langen Lebens gesammelt hatte. Hier standen die herrlichen Bronzen, Gemälde und Porzellane, die er von der kaiserlichen Familie und vom König von Sachsen erhalten hatte,

Digitized by Google

hier war die schöne Marmorbüste aufgestellt, die ihm König Victor Emanuel verehrte, als er Kaiser Wilhelm I. nach Italien begleitete, hier waren die Diplome, Adressen, Ehrenbürgerbriefe und Prachtwerke ausgelegt, und hier fand später auch der riesige Teppich mit seinem Wappen und Namenszug Platz, den ihm die Familie Moltke zum 90. Geburtstag in Schmiedeberg hat weben lassen.

Die zum persönlichen Gebrauch des Feldmarschalls bestimmten Räume, die man genau so belassen hat, wie er sie bewohnte, bestanden nur aus einem ziemlich großen Arbeitszimmer und einem ganz kleinen Schlafzimmer. Das Arbeitszimmer lag mit dem einen Fenster nach dem Hof, mit dem anderen nach dem Park und der dahinter liegenden Landstraße hinaus. Es war hoch, hell und ungemein freundlich, aber mit größter Einfachheit ausgestattet. Auch das Schlafzimmer enthielt nur die unentbehrlichsten Möbelstücke. Aber draußen vor dem Fenster im Park stand im Schatten der schönsten alten Bäume, ein kleines Vogelhaus für Lachtauben, mit denen sich der Feldmarschall allmorgentlich beschäftigte.

Noch im Bett lauschte er mit Vergnügen dem Morgengesang der Vögel, die mit Sorgfalt im Parke gehegt wurden, und wenn sich ein besonders tüchtiger Sänger vernehmen ließ, gestattete es sich der alte Herr, noch eine ganze Weile länger liegen zu bleiben, als er sich vorgenommen hatte. Er wußte genau mit der Vogelwelt Bescheid, kannte jedes einzelnen Weise, und mit großem Interesse studierte er einmal mit mir das Buch eines Amerikaners, der den Gesang der Vögel seiner Heimat mit Noten aufgezeichnet hatte.

Sobald er aufgestanden war, trat er zum Fenster, sah nach dem Wetter und nach seinen Bäumen und unterhielt

Digitized by Google

sich dann mit seinen Lachtauben, die mit fröhlichem Gurren angeflattert kamen.

Wie groß die Liebe des greisen Heerführers für die Vögel war, haben auch die Berliner oft beobachten können. Nicht selten an Wintertagen, wenn starker Schnee lag, konnte man ihn auf seinen Balkon heraustreten und die Vögel füttern sehen, die ihn schon kannten, und oft mit ihren Schnäbeln an sein Fenster pickten, wenn er auf sich hatte warten lassen.

Hunde hielt er nicht. Erst in den letzten Jahren schenkte ihm Graf Waldersee einen Teckel, der dann allerdings eine sehr wichtige Rolle im Hause spielte und auch regelmäßig mit nach Creisau genommen wurde. Setzte sich der Feldmarschall irgendwo hin, so nahm ganz gewiß auch der Teckel neben ihm Platz und sah ihn so lange an, bis er ihn streichelte. Hauptperson aber war er bei den Kindern, die mit ihm herumjagten, bis er über Tisch und Stühle sprang und die tollsten Sätze ausführte. Lachend sah ihm sein Herr dann zu und hatte an der munteren Beweglichkeit des kleinen Tieres seine herzliche Freude.

Der erste Spaziergang jedes Morgens führte den Feldmarschall regelmäßig in seinen Park. Dort fand er immer etwas zu tun, und oft zog es ihn mit solcher Macht hinaus, daß er gar nicht erst seinen Tee abwartete. Er steckte seine Gartenschere zu sich, und kein trockener Ast entging ihm, selbst in die höheren Regionen konnte er damit hinaufreichen, denn die Schere ließ sich an einem Stock befestigen. Dabei konnte er sich und die Welt vergessen, allerdings oft auch das Frühstück, und manches Mal mußte Frau Liza von Moltke ihm die kleine Gardinenpredigt halten: „Aber Onkel Helmuth, heute bist du wieder hinausgegangen, ohne etwas gegessen zu haben.“ Er

Digitized by Google

Der Feldmarschall auf dem Sterbebett.

Die Totenmaske des Feldmarschalls,
abgenommen
von Professor O. Lessing.

Moltkes Hand,
von Professor Siemering.

Digitized by Google

Digitized by Google

hörte sie geduldig an, machte es aber am nächsten Morgen nicht etwa besser.

Nach dem Frühstück verschwand er sofort wieder im Park oder in den Feldern, und ich habe öfter das Vergnügen gehabt, von ihm mitgenommen zu werden. Es war erstaunlich, wie das Leben in der Natur ihn erfrischte und verjüngte. Oft beobachtete ich, wie er die stärksten Äste aufhob und fortschleppte, die er auf dem Wege fand, oder eine in Unordnung geratene Bank zurechtrückte und schwere Gartentische von einem Platz zum anderen hob. Er war sein bester Arbeiter auch in Creisau. Als er im Alter von 89 Jahren gelegentlich mit seinem Neffen, Herrn Fritz von Moltke, an einen Graben kam, der ihn zu einem Umweg zwang, war er sehr unzufrieden mit sich und meinte: „Sieh Fritz, nicht mal mehr über den Graben kann ich springen."

Einladungen nahm er in Creisau noch weniger gern an als in Berlin. Nur seiner Nichte zuliebe begleitete er die jungen Herrschaften zuweilen auf die Nachbargüter, und ab und zu fuhr er zu Herrn von Webský, seinem nächsten Nachbarn, zu einer Whistpartie. Im eigenen Hause habe ich während der ganzen drei Wochen meines Aufenthaltes in Creisau niemals Whist spielen sehen; vor der Freude an der Natur trat selbst diese liebe Gewohnheit zurück. Dagegen wurden häufig Wagenfahrten unternommen, bei denen immer für Abwechselung gesorgt war. So besuchten wir auch die kleine Stadt Reichenbach und in deren Nähe einen in der ganzen Gegend berühmten Park, den der Feldmarschall mit großem Interesse besichtigte. Eine Lieblingspartie von ihm war auch die nach dem Kriegerdenkmal, von dem aus man eine wundervolle Aussicht auf das anmutige Weistritztal hat.

Digitized by Google

In seiner unendlichen Liebenswürdigkeit nahm mich mein freundlicher Gastgeber überallhin mit. Selbst zu einem großen Diner, bei dem er nicht gut hatte absagen können, mußte ich ihn begleiten, und bei dieser Gelegenheit sah ich meinen lieben alten Herrn zum ersten und einzigen Male im Frack, auf dem er nur das Johanniterkreuz trug.

Als wir uns zur Heimfahrt rüsteten, vermißte ich meinen Paletot. Der Feldmarschall hatte ihn mit dem seinigen, der von derselben Farbe war, verwechselt und trug ihn, ohne es zu merken. Ich machte ihn darauf aufmerksam und fragte ihn, während er ihn auszog: „Exzellenz, den Paletot kann ich nun wohl an einen reichen Engländer verkaufen?"

Schneller, als es mir lieb war, vergingen die drei Wochen. Aber meine Schüler warteten daheim, und es mußte geschieden sein. Als der letzte Abend gekommen war, ging ich zum Feldmarschall hinein und stattete ihm meinen Dank ab für all die Liebe, die er mir wieder erwiesen hatte, und bat ihn, mich am andern Morgen verabschieden zu dürfen.

„Mit welchem Zug möchten Sie fahren?" fragte er mich.

„Um zehn Uhr, Exzellenz."

„Gut." Weiter sagte er nichts.

Am nächsten Morgen beim Frühstück aber überraschte er mich mit der Mitteilung, daß er in Schweidnitz etwas zu tun habe und mich mitnehmen und auf der Bahn absetzen würde.

So gestaltete sich noch der Abschied von Creisau zu einer schönen Erinnerung für mich.

Digitized by Google

XIV.

Der 90. Geburtstag.

Während der Feldmarschall sonst allen Ovationen aus dem Wege zu gehen und an seinen Geburtstagen zu verreisen pflegte, kam er zu seinem 90. Geburtstag eigens von Creisau nach Berlin, um auf ausdrücklichen Wunsch des Kaisers diesen Tag in der Reichshauptstadt zu feiern.

Die äußeren Vorgänge dieser Feier, die ungewöhnlichen Ehrungen, die ihm von seinem Allerhöchsten Kriegsherrn, von der ganzen königlichen Familie und zahlreichen anderen Fürstlichkeiten zuteil wurden, die großartigen Huldigungen, die das ganze Volk, unabhängig von allen Richtungen und Parteiansichten, ihm darbrachte, — das alles ist im 1. Band der „Gesammelten Schriften und Denkwürdigkeiten" mit großer Anschaulichkeit geschildert und lebt noch frisch in aller Gedächtnis.

Hier nur einige persönliche Erinnerungen.

Es mochte gegen 6 Uhr nachmittags sein, als ich am Tage vor der eigentlichen Feier ins Generalstabsgebäude kam. Die Herrschaften saßen noch beim Kaffee, auch der Feldmarschall hatte sich noch nicht, wie gewöhnlich, zurückgezogen und unterhielt sich lebhaft mit Lenbach, der als einziger Gast anwesend war. Ich überreichte meinem alten Herrn, wie ich dies stets zu tun pflegte, wenn er nach

Digitized by Google

Creisau abreiste oder von dort zurückkam, ein Veilchensträußchen, das er mit freundlichem Dank entgegennahm. Er sah so frisch aus und war so heiterer Stimmung, daß ich nicht umhin konnte, ihm meine Freude darüber auszudrücken.

Im Verlauf des Gespräches erzählte er, es habe sich ein Mann die Mühe gegeben, nachzurechnen, wie oft in den neunzig Jahren sein Geburtstag auf denselben Wochentag gefallen sei, an dem er geboren worden. Dabei habe sich herausgestellt, daß dieses am neunzigsten Geburtstage gerade das dreizehnte Mal gewesen sei.

„Wenn man Pessimist wäre . . . ." fügte er hinzu.

Dann wurden die Sänger gemeldet, die „Berliner Liedertafel", die in dem reichgeschmückten Saal dem Jubilar ihr Ständchen darbrachte. Die Überraschung freute ihn sehr, und indem er mir ein Programm überreichte, machte er mich auf die hübsche Auswahl der Stücke aufmerksam.

Auch beim Fackelzug am Abend hatte ich die Ehre, mit den Mitgliedern der Familie in seiner Nähe bleiben zu dürfen, und so weiß ich aus eigener Anschauung, wie tief ihn diese Kundgebung ergriffen hat.

„Es war doch wirklich schön," sagte er, als wir wieder hineingingen.

Nach dem Fackelzuge wurde der Tee eingenommen, und zwar im Konferenzzimmer, wo die Weihnachtsbescherung stattzufinden pflegte und wo auch an diesem Tage die vielen Geschenke auf langen Tischen aufgebaut waren. Als er merkte, daß ich die Gaben betrachtete, rief er mich zu sich und machte mich auf Verschiedenes aufmerksam.

So zeigte er mir ein Album mit Ansichten aus dem Palais Kaiser Wilhelms I., und als er an das Arbeitszimmer kam, erzählte er, daß der alte Kaiser, als

Digitized by Google

sie beide einmal am historischen Eckfenster standen und auf die Menge hinausschauten, die dort versammelt war, um den Kaiser zu sehen, zu ihm gesagt habe: „Als ich dieses Haus bezog, stand niemand da unten!“

Plötzlich legte der Feldmarschall das Album aus der Hand und fragte mich: „Wollen Sie nicht etwas spielen?“

Ich sah ihn überrascht an, glaubte ich doch fast, mich verhört zu haben. Nach all den Erlebnissen des Tages konnte er noch den Wunsch haben, Musik zu hören?

Dann aber kam die Freude über mich. Schon war er aufgestanden und ging mir voraus in das Musikzimmer.

Während ich den Flügel öffnete, trat er zu einer Lampe, die auf einem der Tische stand und eine Glocke hatte, auf der ein Globus dargestellt war. Sie übte eine merkwürdige Anziehungskraft auf ihn aus. Jedesmal wenn sie hereingesetzt worden war, was nicht immer geschah, blieb er mit untergeschlagenen Armen vor ihr stehen und betrachtete sinnend die Weltkugel. Und auch an diesem Abend machte er trotz der vielen Eindrücke, die vorher auf ihn eingewirkt hatten, keine Ausnahme.

Schweigend stand er eine Weile da und sagte dann, auf die Gegend um den Nordpol zeigend: „Sie sind doch höllisch weit hinaufgekommen!“

Der Beweis von so regem Interesse selbst an einem solchen Tage machte einen gewaltigen Eindruck auf mich, und wenn ich daran zurückdenke, fällt mir immer eine Äußerung ein, die Graf Waldersee einmal zu mir machte, als ich die Ehre hatte, in Sylt mit ihm zusammenzutreffen: „Moltke stand über persönlichen Interessen, ihm lag einzig und allein das Wohl der Gesamtheit am Herzen.“

Dann setzte sich der Neunzigjährige in seine gewohnte Sofaecke und hörte mit einer Ruhe und Andacht zu, als

Digitized by Google

ob gar nichts vorhergegangen wäre. Ich improvisierte über einige Volksweisen, weil ich wußte, daß ihm das am liebsten war, und schloß mit einer Polonaise des Fürsten Oginski. Auch dieses Musikstück hörte er besonders gern, sei es wegen seiner Schlichtheit und seiner an die Art Mozarts erinnernden keuschen Melodie, sei es, weil er Sympathien für den unglücklichen Fürsten hatte, der in jungen Jahren einem tragischen Schicksal erlag.

Die Kuckucksuhr im benachbarten Teezimmer hatte bereits 12 Uhr geschlagen, als der Feldmarschall sich erhob, um sich zurückzuziehen.

Ich eilte nach Hause und begann, noch in voller Begeisterung, die Eindrücke des Abends in einer Komposition niederzulegen, die ich sofort drucken ließ und dem Feldmarschall schon wenige Tage später überreichen konnte. Er nahm sie sichtlich erfreut entgegen, rief mit den Worten: „Seht mal, Dreßler hat den Fackelzug in Musik gesetzt!“ seine Familie zusammen und forderte mich auf, sie ihm vorzuspielen, einmal, zweimal, und schließlich im Laufe des Abends nicht weniger als fünfmal.

Digitized by Google

XV.

Die letzte Melodie.

Am 24. April 1891 war ich bei Frau von Schmeling, die an diesem Tage ihren 72. Geburtstag feierte, zu Tisch.

Als das Diner sich seinem Ende nahte, — es mochte etwa 5 Uhr sein, — überkam mich plötzlich ein Gefühl der Unruhe, das ich mir zuerst nicht erklären konnte. Meine Tischnachbarin, Fräulein von Kirchmann, des bekannten Philosophen und Rechtsgelehrten Tochter, bemerkte das, und da sie eine alte Freundin des Hauses war, fragte ich sie, ob es wohl möglich wäre, daß ich mich gleich nach dem Essen empfehlen könne. Sie bejahte es, ich konnte mir aber immer noch keine Rechenschaft darüber ablegen, weshalb dieses unerklärliche Angstgefühl mich bedrückte. Erst als ich mich von Frau von Schmeling verabschieden wollte, und diese mich fragte: „Was haben Sie denn noch vor?“ wurde es mir plötzlich klar, daß ich zum Feldmarschall müsse.

Ich eilte in meine Wohnung, um mich umzukleiden, wurde hier aber durch einen alten Freund, Herrn von Piottuch, aufgehalten, der mich ins Opernhaus abholen wollte.

„Entschuldigen Sie mich, aber ich muß zum Feldmarschall Moltke,“ entgegnete ich ihm.

Digitized by Google

„Werden Sie erwartet?“

„Nein.“

„Na also, dann können Sie ja morgen zu ihm gehen.“

„Es ist unmöglich, ich muß heute hin.“

Er versuchte mich noch weiter zu überreden. Ich verabschiedete mich jedoch schnell und fuhr ins Generalstabsgebäude. Ein unbestimmtes Gefühl rief mich dorthin, eine Empfindung, die ich nie vorher gehabt habe und über die ich mir auch keine Rechenschaft geben kann. Ich fühlte nur: du mußt! — und nichts in der Welt hätte mich davon abhalten können.

Als ich in das Generalstabsgebäude kam, fand ich alles wie gewöhnlich. Herr Helmuth von Moltke kam mir entgegen, und ich fragte ihn, ob er Lust habe zu musizieren, dann möge er sein Cello stimmen, ich würde inzwischen nur den Feldmarschall begrüßen. Ich klopfte beim alten Herrn an und hörte, wie er mit seiner lieben Stimme, ganz wie sonst, Herein! rief. Ich trat ein und fand ihn mit dem Rücken gegen das Fenster unter der Hängelampe in seinem Lehnsessel sitzend und die Zeitung lesend.

Als ich ihm guten Abend wünschte, blickte er auf, und ich sah ihm in die Augen, die mir auffallend schön und leuchtend erschienen mit einem fast überirdischen Ausdruck, der mich mächtig erregte.

Er war aber ganz ruhig und erzählte mir, er habe eben gelesen, daß der Kaiser von der Wartburg aus bei mehreren Grad Kälte eine Jagd auf Auerhähne abgehalten habe; ein so kaltes Wetter Ende April habe er niemals erlebt. Ich teilte ihm nun mit, daß wir, Herr Helmuth von Moltke und ich, beabsichtigten, zum ersten Male die Cello-Sonate von Chopin zu spielen, und verließ das Zimmer.

Digitized by Google

Herr von Moltke erwartete mich schon, und zwar nicht im Musikzimmer, sondern im großen Saal, wohin der Flügel aus mir unbekanntem Grunde gebracht worden war. Wir begannen zu üben und vertieften uns so, daß wir kaum bemerkten, wie der Feldmarschall mehrere Male zu uns in den Saal kam, sich hinsetzte und dann wieder verschwand.

Erst nachher beim Tee erzählte er es selbst und sagte: „Ich habe mehrere Male gelauscht."

Wir kamen hierauf — er hatte mich aufgefordert, mich neben ihn zu setzen — auf den Komponisten zu sprechen, und ich hob hervor, daß Chopin dieses herrliche Werk geschaffen habe, als er noch ganz unbekannt gewesen sei.

Dann kam der Hauptmann Graf Schlippenbach, und es entspann sich eine lebhafte Unterhaltung, an der der Feldmarschall regen Anteil nahm. Man sprach über das Hoftheater, und er sagte, er habe gestern hingehen wollen — man gebe aber immer dasselbe Stück.

Hierauf wandte sich das Gespräch dem Nordostseekanal und dem letzten Aufenthalte Moltkes in Kiel zu, wo der Kaiser ihn à la suite des Seebataillons gestellt hatte. Er wurde ziemlich lebhaft bei diesem Thema und äußerte ohne Rückhalt seine Ansicht über den Kanal und dessen politische und strategische Bedeutung für das Reich.

Nachdem Graf Schlippenbach sich empfohlen hatte, setzte man sich zum Whisttisch, der ausnahmsweise nicht im Teezimmer, sondern nebenan im Silberzimmer hergerichtet war, wo wir auch schon den Tee eingenommen hatten.

Es war inzwischen 9 Uhr geworden. Wenn das Spiel so spät erst begann, pflegte ich mich gewöhnlich zurückzuziehen. Heute aber blieb ich. Warum? kann ich

Digitized by Google

nicht sagen, denn das Gefühl der Angst, das mich hergetrieben hatte,. war vergangen, nachdem ich den alten Herrn so frisch gesehen hatte. Ich begab mich in das Teezimmer und unterhielt mich mit Frau Marcher, einer Jugendfreundin von Frau Liza von Moltke aus Schweden, die mit ihrem Gatten zum Besuch im Hause weilte und sich eine kleine Handarbeit vorgenommen hatte, während Herr Marcher Whist mit spielte.

Die Tür zum Silberzimmer stand offen, und man hörte, daß am Whisttisch die fröhlichste Stimmung herrschte. Mehrmals ging ich hinein, um mich zu erkundigen, auf wessen Seite das Glück wäre. Frau Liza von Moltke zeigte jedesmal auf ihren Onkel, und als mich einmal besonders lebhaftes Lachen wieder hineinlockte, erfuhr ich, daß derselbe „Groß-Schlemm" gemacht hatte. Ich sah ihn, wie er schmunzelnd mit den Fingern auf die Tischkante trommelte und schelmisch auf seine Nichte wies, als wolle er sagen: euch habe ich's gut gegeben! Auch Frau Marcher war von ihrer Handarbeit aufgestanden und schaute ins Zimmer. Da das Spiel aber von neuem beginnen sollte, gingen wir wieder hinaus.

Kaum hatten wir jedoch unsere Plätze wieder eingenommen und ein Gespräch über Schweden angeknüpft, als ich Frau Liza von Moltke meinen Namen rufen hörte.

Schnell stand ich auf und eilte zu ihr, blieb aber wie angewurzelt stehen.

Auf seinem Stuhle saß mein teurer Feldmarschall, in sich zusammengesunken, mit gefalteten Händen, nach Atem ringend.

Nun wußte ich auf einmal, weshalb es mich heute zu ihm gezogen hatte. —

Frau Liza, die nur mit Mühe ihre tiefe Besorgnis

Digitized by Google

zu verbergen vermochte, saß ihm noch gegenüber auf dem Platz, den sie beim Spiel eingenommen hatte. Herr von Moltke und Herr Marcher waren nicht mehr im Zimmer.

„Möchten Sie nicht etwas spielen?“ fragte mich Frau von Moltke. „Wir haben das Whistspiel unterbrochen, weil mein Onkel etwas Asthma fühlt. Mein Mann ist schon in den Saal gegangen, um alles zurechtzumachen.“

Ich ging und setzte mich an den Flügel. Aber ich tat es mechanisch, meine Gedanken waren beim Feldmarschall. Ihn leiden zu sehen, war mir das Schrecklichste. Wie oft hatte ich ihn gesund gespielt. Selbst wenn er ernstlich unwohl war, so daß er nicht in den Musiksalon gehen konnte, hatte ich ein Pianino in sein Arbeitszimmer tragen lassen und täglich dort gespielt, bis er wieder gesund wurde. Jetzt zum ersten Male wankte in mir der Glaube an die Macht der Musik. Ich fühlte, diesmal wirst du ihn nicht mehr gesund spielen.

In diesem Augenblick trat der liebe alte Herr in den Saal. Frau von Moltke hatte ihm vorgeschlagen, von seinem Platze im Silberzimmer aus zuzuhören.

„Wenn er für mich spielen will, muß ich auch hineingehen,“ hatte er gesagt, wie Frau Liza von Moltke mir später mitteilte.

Er ging ohne Hilfe, aufgerichtet, wie gewöhnlich, in der Hand sein rotes Foulardtaschentuch, und setzte sich auf den Stuhl, der dem Flügel zunächst stand.

„Was für Noten soll ich Ihnen geben?“ fragte mich Herr von Moltke.

„Ich kann heute nicht von Noten spielen,“ antwortete ich. „Ich will versuchen, zu improvisieren.“

Noch einmal streifte mein Blick die liebe Gestalt des alten Herrn. Dann begann ich mit einigen weichen Akkorden,

Digitized by Google

und aus der Empfindung heraus gestaltete sich eine Melodie, von der ich, so schwer mir in jenen Augenblicken das Herz war, nicht ahnte, daß sie die letzte sein würde, die er vernahm.

Ich war im Begriff zu schließen, als ich merkte, wie der Feldmarschall sich langsam erhob und in gebückter Haltung hinausging. Ich hörte auf zu spielen und ging zu Herrn Helmuth von Moltke, der nur allein noch bei mir im Saale war und seinen Oheim beobachtete, dem er aber doch nicht sogleich folgen mochte, weil er es nicht liebte, daß man sich besorgt um ihn zeigte.

Ich wollte Herrn von Moltke fragen, ob sein Onkel in letzter Zeit öfter an derartigen Anfällen gelitten habe, kam aber nicht dazu; denn plötzlich hörten wir aus dem Nebenzimmer einen tiefen, schmerzlichen Seufzer.

Herr von Moltke sprang auf und eilte hinein, rief aber gleich darauf mich. Ich folgte ihm, so schnell ich konnte, und sah, wie er den Feldmarschall, der von einem Stuhle, auf den er gesunken sein mußte, aufgestanden zu sein schien, in seinen Armen hielt.

„Helfen Sie mir und rufen Sie meine Frau!“ rief er mir zu.

Ich stürzte hinaus, um Frau von Moltke herbeizuholen, sie kam mir aber bereits auf der Schwelle entgegen.

Eben wollte sie auf ihn zugehen, als ihm das Haupt zurücksank und Totenblässe sein Antlitz überzog.

Herr Marcher kam ins Zimmer. Mit seiner Hilfe wurde der Sterbende in sein Schlafzimmer getragen.

Unfähig, mich von der Stelle zu bewegen, blieb ich zurück. Es bemächtigte sich meiner eine dumpfe, unendliche Trauer, die mir jede Tatkraft raubte. Gleich darauf rief Herr Marcher: „Der Feldmarschall ist tot.“

* * *

Digitized by Google

Von dem Augenblick an, wo mich die Fröhlichkeit beim „Groß-Schlemm“ ins Zimmer gelockt hatte, bis jetzt, waren kaum mehr als zehn Minuten vergangen.

Ich raffte mich auf und ging in das Sterbezimmer. Dort lag er auf seinem Bett, schlafend oder tot? Ich hätte es nicht sagen können. Aber ich fühlte, daß er mir entrissen war, er, den ich nächst Gott am meisten geliebt hatte.

* * *

Ist es möglich, daß zwischen uns und denen, die mit ihrem Wesen unsere Seele ganz erfüllen und mit bestimmender Gewalt in unser Schicksal eingreifen, unerklärliche Beziehungen bestehen, auch wenn wir nicht beieinander sind?

Warum trieb es mich an jenem Tage zum Feldmarschall?

Warum sehe ich ihn jetzt noch so oft im Traume und im Wachen, so deutlich, daß ich die Hand nach ihm ausstrecken möchte?

Warum stehe ich noch immer unter seinem moralischen Einfluß, so stark, daß es mir unmöglich wäre, etwas zu tun, von dem ich weiß, daß er es nicht billigen würde?

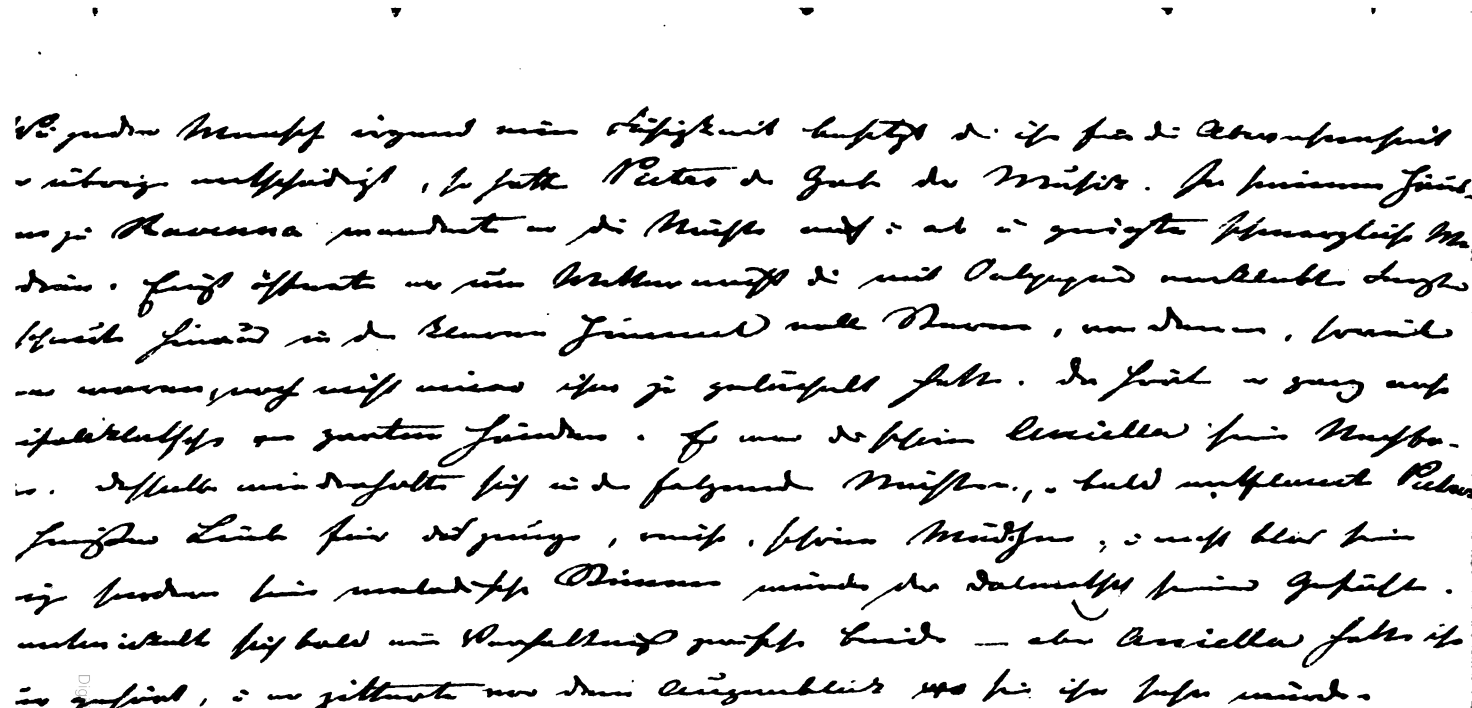
Ich kann diese Fragen nicht beantworten, aber der Gedanke, daß ich ihn einst wiedersehen werde, gibt mir Kraft zu leben und zu sterben.

Digitized by Google

Berlin d. 1. Dec. 1841

Es ist schon 11 Uhr aber ich will die Dach noch etwas vorplaudern. Ich kommen aber ei
einen Concert im Opernhause, u. bin noch ganz voll davon. Ein gewisser Livor
Spieler Paganinis – Erbe seiner – Geige spielt. – So, was hab ich nie gehört!
Aber mit der Geige hat es auch seine eigene, geheimnißvolle Bewandtniß.
In Italien lebte vor 60 Jahren ein Mann, der schon als Jüngling von auffal
Zuglichkeit war. Das lange rabenschwarze Haar hing wild u. starr um s
lich bleiches Gesicht. Sein Antlitz glich dem ausgebrannten Krater eines
Vulkans u. die Züge waren regungslos bis der Leidenschaft sie bewegte.
Dann verzerrten sie sich bis zur Wildheit u. das Sprühen der dunkeln Augen ver
ich die Glut seines Innern, wie das Feuer des Aetna unter einem Dach
von Schnee lodert. Ein solches Gemüth war nicht gemacht um der Welt zu gefa
u. Männer haßten, die Frauen verschmähten ihn u. er war allein – ganz
allein in der Welt.

Digitized by Google



Faksimile der Handschrift Moltkes: Bruchstück aus einem Briefe an seine Braut.
Im Besitz von Professor Josef Joachim.

Digitized by Google

Digitized by Google